

Mit voller Manneskraft nach dem Höchsten streben, und dabei einfach bleiben wie ein Kind, das ist die Aufgabe.

Leberecht Uhlich.

Leberecht Uhlich

in Magdeburg.

Sein Leben von ihm selbst beschrieben.

Mit Uhlichs Bild und Facsimile [illegible]

Zweite Auflage.

Gera.

Verlag von Paul [illegible]

[illegible]



Mit voller Manneskraft auf dem Schlachtfelde stehen, und dabei menschlich bleiben wie ein Kind, das ist eine Aufgabe.

Leberecht Uhlich.

Leberecht Uhlich

in Magdeburg.

Sein Leben von ihm selbst beschrieben.

Mit Uhlichs Bild und Facsimile in Lichtdruck.

Uhlichs
letztes Werk.

Zweite Auflage.

Gera,
Verlag von Paul Strebel.
1872.

Der Vater war Handwerker von Haus aus, Schneider. Aber er hatte vorgezogen, in Herrendienst überzutreten. In Köthen wohnte die adelige Familie von Pfister, aus Schwaben stammend. Diese besaß dort eine ansehnliche Gold und Silberfabrik; in dieser Familie war mein Vater Bedienter geworden. Hier diente auch die Mutter, eines köthnischen Bürgers Tochter, und beide hatten sich genugsam das Vertrauen ihrer Herrschaft erworben, daß sie auch nach ihrer Verheirathung im Dienst bleiben konnten.

Der Vater, er war ein heiterer Mann. Seine Stellung hatte ihm den Einblick in allerlei Verhältnisse vergönnt, die sonst wohl dem Handwerker fern stehen; daß er mit einem Sohn des Hauses auch Reisen hatte machen können, hatte diesen Blick erweitert, ein gesunder Verstand bewahrte ihn vor jener Engherzigkeit des Urtheils, die man in kleinbürgerlichen Verhältnissen nicht selten findet. Der gute Vater! Die Schule hatte ihm recht wenig mitgeben können. Aber er hatte aus eignem Antriebe nachgeholt, und so wußte er sich auch schriftlich gar nicht übel auszudrücken. Und die Mutter war, was man eine herzensgute Frau nennt. So war denn der kleine Leberecht nach einer wichtigen Seite hin sehr gut versorgt: ein verständiger Vater, eine gute Mutter, er der einzige Gegenstand ihrer Liebe und Fürsorge, und dabei von beiden Seiten auch Ernst genug, um ihm, wenn nöthig, ein scharfes Zuchtmittel nicht zu ersparen. Ich habe glückliche Kinderjahre zurückgelegt.

Die ersten Kenntnisse brachte mir der Vater selbst bei. So brachte ich, als ich in die Schule geschickt ward, die Fähigkeit des Lesens und Schreibens schon mit. Meine Lehrer waren mit mir zufrieden, Lust zum Lernen hatte ich, und so ging ich rasch durch die untern Klassen hindurch. Von den Lehrern vernahmen die Eltern bald die Mahnung: lassen Sie Ihr Kind studiren, es

hat die Gaben dazu. Da nun die Stadt für ihre Studirenden Stipendien gewährte, so brauchten die geringen Mittel die Eltern nicht abzuschrecken; es wurde beschlossen, ich solle Theologie studiren und das war mir ganz recht. Unsere Stadtschule war darauf eingerichtet, daß man von ihren obersten Klassen zur Universität abgehen konnte. So hab' ich denn auch meine ganze Jugendzeit bis zum vollendeten achtzehnten Jahre in Köthen zugebracht. Fleißig und lernlustig bin ich immer gewesen; freilich, wenn ich geistvollere Lehrer gehabt hätte, so hätten sie mir auch wohl zu größerer Reife verhelfen können als es nun der Fall war. Aber ich klage sie nicht an; sie waren ganz wackere Männer, die man entsprechend den engen Verhältnissen und den knappen Geldmitteln, genommen hatte, wie man sie in nächster Nähe hatte haben können.

Wie stand es nun in religiöser Hinsicht mit mir? Es war die Zeit, wo der Rationalismus immer mehr die Herrschaft gewann. Daß in der Religion die Vernunft nicht von der Hand gewiesen werden dürfe, das leuchtete immer allgemeiner ein. In diesem Sinne wurden die Lehrstühle an den Universitäten, wurden die Stellen in den Konsistorien besetzt. Die alten Gesangbücher wurden in diesem Sinne erneut; so wars gleichzeitig in Köthen wie in Magdeburg geschehen. Aus demselben Geiste floß der Religionsunterricht in den Schulen. Der Snellsche Katechismus, nach dem in den unteren Klassen unterrichtet ward, ruhte, wie ich nachher einsehen lernte, auf den Grundsätzen des großen Königsberger Denkers Kant. In den höhern Klassen war ein Lesebuch von Niewegen eingeführt. Ach, wenn wir uns damals den Wust als möglich hätten denken sollen, mit dem späterhin die Schulen überschwemmt worden sind! Zweierlei verstand sich damals aller Welt von selbst; erstens, daß die Vernunft auf dem Gebiet der Religion aufzuräumen habe, und zweitens, daß dies

mit schonender Hand geschehen müsse. Eine gewisse Halbheit, eine gewisse Unwahrhaftigkeit lag offenbar in diesem Verfahren, doch erinnere ich mich durchaus nicht, daß dieselbe mich damals verletzt hätte. Der Prediger, der mich konfirmirte, war auch Rationalist, und unser Rektor, der allerdings mit dem Religionsunterricht nichts zu thun hatte, ließ sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, wo er über Orthodoxie einen Witz machen konnte. Und meine guten Eltern? Auch ihnen verstand sichs von selbst, daß die Vernunft in der Religion mitzusprechen habe, das hinderte sie aber nicht, wie sie einst gelehrt worden waren, Jesus als Gottessohn, Opferlamm ꝛc. zu betrachten; der große Gegensatz zwischen alt und neu war ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen. Ich erinnere mich, wie ich einmal in der Familie sagte: Von Gebetserhörung könne doch eigentlich nicht die Rede sein, denn die passe nicht in die Ordnung der Natur. Nachher nahm mich der Vater bei Seite und mahnte mich, vor der Mutter nicht wieder so zu sprechen, das sei nicht gut; aber daß ihn meine Rede entsetzt habe, davon war keine Spur. Die Eltern waren fromm, sie gingen fleißig zur Kirche, aber ein pietistischer, ein mystischer Zug war in ihrer Religiosität nicht vorhanden.

So flossen meine ersten achtzehn Lebensjahre recht einfach und recht froh dahin. Die Eltern hatten eine sehr geringe Einnahme, aber bei guter Einrichtung reichte sie aus und Mangel haben wir niemals gelitten. Ihr Dienstverhältniß hatte sich insofern gelöst, daß gleich in den ersten Jahren des Jahrhunderts die Fabrik aufgegeben worden und die Familie Pfister nach Sachsen gezogen war. Aber sie war so edel, damit nicht eine Menge Menschen außer Brod setzen zu wollen; allen diesen Familien und Einzelnen, Drathziehern, Plättern, Klöpplern, einer sehr großen ansehnlichen Zahl, wurden Pensionen ausgesetzt und auf meinen Vater kam die Obliegenheit, diese Pensionen auszuzahlen.

Damit war ihm zugleich sein fester Wohnort in Köthen angewiesen. Die drei Gebrüder von Pfister, die Erben des ansehnlichen Vermögens, hatten sich Güter in Sachsen gekauft; der älteste war es, der die Pensionen auszahlte, und mit diesem blieben meine Eltern in engerer Verbindung. Damit aber wurde zugleich in meine Knabenzeit etwas eingewebt, was mir die Alltäglichkeit mit einem eigenthümlichen Schimmer vergoldete.

Zwischen Wurzen, Torgau und Oschatz so ziemlich mitten inne liegt das Dorf Börln. Dies, mit dazu gehörigen Dörfern und Vorwerken wohl den Grund und Boden einer Quadratmeile umspannend, war das schöne Besitzthum des Herrn Baron Jakob von Pfister. Hier brachte er mit seiner Familie den Sommer zu, und hierher wurden gewöhnlich auf ein Sommervierteljahr und mehr meine Eltern beordert. Der Baronin wars sehr angenehm, meine Mutter zur Hand zu haben; ihr konnte sie eine Menge Wirthschaftsangelegenheiten überlassen; auch für den Vater fand sich dies und das zu thun, und Vertrauen hatten sich ja beide längst erworben. Jenes Hauswesen aber war großartig eingerichtet; mehr als ein Dutzend dienende Personen gehörten dazu. Für mich brach jedesmal eine selige Zeit an, wenn es hieß: es geht nach Börln. Die dortige Gegend ist anmuthig, es fehlt nicht an Bach und Teich und Wiese, an Berg und Wald. Das herrschaftliche Wohnhaus war ein saubres Gebäude, ringsum ein Garten, in dem auch die Orangekübel nicht fehlten, weiterhin ein freundlicher Park, und der Baron sorgte dafür, daß dies Alles in gutem saubern Stande erhalten wurde. Da durfte ich nun frei umherschweifen — man denke den glücklichen Knaben! Der Hauslehrer der beiden Töchter der Familie, die ungefähr in meinem Alter waren, gab mir gern täglich eine Unterrichtsstunde und stellte mir Aufgaben, sodaß gesorgt war, daß ich in den Schulkenntnissen nicht zurückkam; aber die andere

Zeit war mein. Die wurde auf die Schmetterlingsjagd verwendet, oder auf Streifereien gemeinschaftlich mit den beiden Fräulein, oder der Vater besuchte mit mir Bekannte in Dorf und Umgegend, und da ich gern las, so bot mir eine Bibliothek von Jugendschriften im Schlosse reiche Auswahl — ich war ein glücklicher Knabe. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich im Vollgefühl meines Glücks mich mit meinen köthnischen Kameraden verglich, die, meint ich, mir gegenüber unendlich so viel entbehrten.

Einmal in Köthen war der ruhige und gedeihliche Fortgang meiner Studien gestört worden. Ich durfte an einer Tanzstunde Theil nehmen, der Verkehr mit den Mädchen entzückte mich und es gab im nächsten Vierteljahr ein schlechtes Schulzeugniß. Ich zerriß es voll Aerger, aber der Vater kam dahinter, ich fühlte mich tief gedemüthigt und es gab nie wieder ein schlechtes Zeugniß.

Unterdessen hatte mein kleines Leben seinen kleinen Antheil an den damaligen großen Weltereignissen mit erlebt. Ich sehe noch die wilde Flucht des preußischen Heeres nach der verlorenen Schlacht bei Jena. Ich sehe die Paraden der französischen Regimenter, die in Köthen standen, und ihre Feier des Napoleonstages auf dem Stadtanger. Ich höre die Abschiedslieder der armen deutschen Rekruten, welche Napoleon nach Spanien auf die Schlachtbank schleppte, ich sehe endlich die unendlichen Züge, die er 1812 nach Rußland führte. So tief hatte sich die Ueberzeugung von seiner Unüberwindlichkeit, Unabhängigkeit, ich möchte sagen, von seiner göttlichen Macht einem Jeden eingeprägt, daß der gewiß verlacht wurde, der diesem Zuge nach Rußland ein schlimmes Ende weissagte. Aber es kam. Ich habe dabei gestanden, wo von sechzig einst stattlichen Regimentern aller Waffengattungen die kläglichen Reste in wenigen Stunden vorüberzogen. Wie hätte nun das junge Herz von vaterländischer Freude nicht

überfließen sollen? Auch die Gedanken traten an mich heran, wohl selbst mit in den Kampf zu ziehen, aber ich war als Vierzehnjähriger noch klein und schwächlich; dazu reichten die Kräfte nimmermehr aus. Und endlich war die Schlacht bei Leipzig gewonnen, und endlich war Paris in deutschen Händen; es hatte sich Alles geändert.

2.

So war die Zeit des Studententhums herangekommen, zu Ostern 1817 sollte sie angetreten werden. Ich war vorher mit dem Vater in Halle, um ein Dachstübchen zu miethen; es elektrisirte mich, als ich zum ersten Male einen Schwarm Studenten singend die Straße durchziehen sah. Also in diese Freiheit sollte ich nun auch eintreten. Der erste Kommers wurde mit großem Ernst mitgemacht; daß da unmäßig Bier getrunken werden mußte, das störte mich nicht; voll Begeisterung sang ich mit, indem ich meinen Hut über die Degenspitze schlug: „Ich durchbohr' den Hut und schwöre: Halten will ich stets auf Ehre, stets ein braver Bursche sein.“ In Halle war eine Verbindung, die sich zu edlern Zwecken zusammengethan hatte; ich habe sie, wie meine Kameraden thaten, von Herzen verachtet, denn wer durfte sich gegen das edle freie Studententhum, wie es nun einmal war, auflehnen? Ich schwamm mit dem Strom; indessen die bessere Besinnung blieb nicht aus, und so gestaltete sich auch mein Studentenleben recht bald dahin, daß ich fleißig war und freie Stunden am liebsten mit dem Umgang einiger Collegen, die schon älter waren als ich, ausfüllte. Aber jetzt trat ein Uebel ein, das ich noch nicht gekannt hatte; ich wurde ein armer Hypochonder. Mochte ich mich einmal gründlich erkältet haben; kurz meine ganze Verdauung gerieth in Unordnung; das Essen hörte fast gänzlich auf; es lag auf mir wie eine Centnerlast.

Doch behielt ich so viel Besonnenheit, daß ich diesen Druck als etwas rein Körperliches erkannte; nur half's mir nicht, wenn ich im tiefen Gefühl meines Wehs mir sagte: du bist ein Narr! das Alles ist Einbildung! ich konnte die Einbildung nicht los werden. Was bin ich da umhergelaufen, meilenweit! wie hab ich manchmal zum Himmel laut emporgeweint und mich dann selbst wieder ausgelacht! Und ziemlich lange hat mir das, wenn auch nicht in seiner anfänglichen Heftigkeit, angehangen, bis mich endlich eine Ferienreise gründlich davon befreite.

Wie stands nun mit meiner Theologie? Sie sollte ja mein ganzes Leben ausfüllen. Denn das darf ich mir nachsagen: als bloßes Mittel der Versorgung betrachtete ich sie nicht. Schon den Knaben hatte es gelockt, Volkslehrer zu sein und als solcher Gutes zu wirken; schon als Vierzehnjähriger unterrichtete ich einige jüngere Nachbarsknaben. Hatte mich nun schon die Schule auf den Weg freiern Denkens in der Religion geführt, so war gerade die Universität Halle geeignet, mich auf diesem Wege weiter zu leiten. Die Professoren, welche die berühmtesten Namen und die meisten Zuhörer hatten, waren Niemeyer, Gesenius, Wegscheider; ich hörte bei ihnen Kirchengeschichte, Glaubenslehre, Sittenlehre; sie hatten die schweren Jahre durchgemacht, wo König Friedrich Wilhelm II. sich durch seinen Minister Wöllner zu Glaubensbefehlen verleiten ließ, aber sie hatten festgestanden und der Nachfolger Friedrich Wilhelm III. hatte bald vernünftigere Wege eingeschlagen. Bloß der Mann, bei den ich die Auslegung des Neuen Testamentes hörte, Professor Knapp, war gläubig geworden, aber er war ein milder Mann und wir hörten ihn gern. Nach einem Jahre zog ich aufs Waisenhaus. Die großartige Anstalt, „die Frankischen Stiftungen" bot immer einigen Studenten freie Wohnung dar; an den Volksschulen des Waisenhauses übernahm ich auch einige Unterrichtsstunden, denn

ich machte mir gern mit Kindern zu thun. Aber was meinen die Leser dazu, wenn ich ihnen sage, daß ich da mit einer Lehrstunde nicht mehr als zwei gute Groschen verdiente? Indessen meine Bedürfnisse waren gering, ich war zufrieden, mein Unterricht hatte mich auch mit einigen Familien befreundet, die Hypochondrie war so ziemlich verschwunden, und so lebte ich mein Stillleben recht vergnügt dahin. Es machte mir Vergnügen, außer den theologischen auch noch andere Vorlesungen zu hören, sprachwissenschaftliche, geschichtliche, naturwissenschaftliche. Es war mir lieb, daß es mir gelang, eine kleine philosophische Gesellschaft unter Leitung eines Professors zusammenzubringen. So waren zwei Jahre vergangen. Die Eltern hatten es möglich gemacht, zu einer Reise in den Osterferien, die sich bis in den Mai erstreckten, einiges Geld herbeizuschaffen, und fröhlich und wohlgemuth wanderte ich über Leipzig, Dresden, in die sächsische Schweiz bis nach Böhmen hinein. Das war ein Hochgenuß für mich, wie ich ihn noch nie gehabt hatte. Als ich hinter Pillnitz den Borsberg hinaufstieg, da war es so zu sagen ein leibliches Gefühl daß die letzten trüben Stimmungen der alten Hypochondrie sich von mir abschälten und den Berg hinunterwallten. Es war übrigens die Zeit, wo Sand den Kotzebue ermordet hatte, und in Böhmen mußten wir — wir waren unser sechs hallische Studenten — von der kaiserlich königlichen Polizei sehr zornige Blicke hinnehmen, daß wir hatten wagen können, ohne Pässe zu reisen. Wir wurden denn auch, es war in Teplitz, bedeutet, sofort das Land zu verlassen, und wir thaten es gern. Für die Michaelisferien desselben 1819. Jahres machte mir die Elternliebe auch eine Wanderung nach dem Rhein möglich und da fand ich allerdings mehr, als was mir die sächsische Schweiz hatte geben können. Diese alten Städte, diese ragenden Burgen, diese Rebenhänge, dieser blaue Rhein — und ich war glücklich; daß

ich die ganze Wanderung fast allein vollführte, das störte mich nicht.

Aber war nun nicht auch die Zeit gekommen, wo ich mich im Kanzelvortrage versuchen mußte? Die meisten meiner Bekannten hattens schon gethan; aber die Sache so leicht zu nehmen, wie die meisten von ihnen, konnt' ich mich nicht entschließen. So arbeitete ich mir denn eine Predigt aus, und als ich sie auf dem Papier hatte, wurde sie Wort für Wort auswendig gelernt, und nun wandte ich mich an einen Landprediger in der Umgegend, der mir als wackrer Mann empfohlen war. Der Sonntag ward festgesetzt, an dem ich meine erste Probe von Kanzelberedsamkeit ablegen sollte. Am schönen Sommerabend wanderte ich zu meinem Landpfarrer hinaus, meine Predigt prägte ich mir Wort für Wort noch einmal ein; in einem freundlichen Hauswesen ward ich gastfrei empfangen. Am andern Morgen in der Frühe wanderten wir nach dem Filialdorfe, da sollt' ich zuerst auftreten, nachher in der Hauptkirche. Die Orgel schwieg, aller Augen sahen auf mich, ich hob meine Rede an, tödtliche Angst preßte mir die Brust zusammen und ich blieb stecken. Ich griff nach meinem Konzept, ich kam wieder in Zug, dann blieb ich wieder stecken; o das war eine qualvolle Stunde und mit tiefer Beschämung verließ ich die Kanzel. Nicht viel besser gings in der andern Kirche, nur daß ich mir da schon etwas rascher durch Nachlesen zu helfen wußte. Also das war mein erster Versuch in einer Leistung, die nun die Hauptaufgabe meines Lebens werden sollte; ich war tief niedergeschlagen. Mein Pfarrer redete mir zu: ihm mochte wohl dergleichen öfter vorgekommen sein, Eins besonders meinte er mir sagen zu müssen: „Junger Freund, Sie verstehen populär zu sprechen; das ist eine Gabe, die ich Sie sorgfältig zu pflegen bitte.“ Als Student habe ich dann nicht wieder gepredigt.

Das dritte Jahr habe ich nicht ganz auf der Universität zugebracht. Durch meine Eltern kam die Aufforderung an mich, schon zu Neujahr 1820 der Stellung eines Hauslehrers in Köthen zu übernehmen. Die Familie des Hofmarschalls am dortigen Hofe hatte zwei Knaben, welche die öffentliche Schule besuchten; die sollte ich unter meine Aufsicht nehmen und ihre Schularbeiten leiten; dafür sollte ich freie Station haben. Es werde sich machen, daß ich auch Privatstunden, auch daß ich an der öffentlichen Schule zu thun bekäme. Das machte sich auch, außer meinen beiden Knaben hatte ich noch vier andre in ihren Arbeitsstunden um mich; bald unterrichtete ich auch an einer Volksschule. Ich befand mich in angenehmer Lage. Ich wohnte gut, aß gut, auch an Gelde fehlte mirs nicht, wenn ich auch nicht viel hatte, und meine Stellung verschaffte mir Umgang mit Familien der Stadt, zu denen ich einst als armer Knabe nur wie von unten hatte emporsehen können — was wollte ich mehr? Nun war auch mein theologisches Examen zu machen, damit ich das Recht gewönne, mich einmal um eine Pfarrstelle zu bewerben; auch das ward besorgt. Dabei ward auch gepredigt, bald in der Stadt, bald irgendwo auf einem Dorfe. Aber die alte Angst begleitete mich immer noch auf die Kanzel, und wenn ich nach besten Kräften meine Predigt nieder geschrieben hatte, so kostete es mich immer vier schwere Tage, um sie auswendig zu lernen. Jedoch stecken blieb ich nicht wieder.

Die beiden Knaben, mit denen ich zunächst zu thun hatte, waren sehr verschiedner Natur. Der jüngre war ein äußerst liebenswürdiges Kind und immer drolliger Streiche voll. Der ältre war ungeschickt, schwer von Begriffen, aber er fühlte sich als Sohn des Hofmarschalls; wie leicht mochten ihm die Ermahnungen eines Menschen wiegen, auf den er in der nächsten Stunde von oben herabsehen konnte, indem er auf einem Rosse

des herzoglichen Marstalls an ihm vorbeiritt! Der Vater der beiden gab sich mir als ein liberaler Mann, während ich meiner Freisinnigkeit gar kein Hehl hatte. Ich merke wohl, daß ich damals ein äußerst unbefangener Mensch gewesen bin. Ich maß die Menschen nach mir; ich meinte es mit jedem ehrlich, warum sollten sie's mit mir nicht eben so meinen? So erinnere ich mich eines Auftritts, wo ich den Vater meiner Knaben auf etwas Verfehltes in seiner Behandlung des Aeltesten aufmerksam zu machen für meine Pflicht hielt. Er fuhr auf und sagte: Herr, wer sind Sie denn? Er wollte mir damit den Abstand zwischen Hofmarschall und Hauslehrer zu erkennen geben. Ich aber sah ihn voll Erstaunen an, denn mir war's ja gar nicht in den Sinn gekommen, daß von so etwas die Rede sein könne, wo es sich um das Wohl seines Kindes handle. Doch sind wir nach einigen Jahren in gutem Vernehmen geschieden. Wenn mein Aeltester meine Geduld gar zu sehr auf die Probe stellte, so sagte ich zu mir: Halt aus! Wenn Du gehst, so tritt ein Andrer an deine Stelle, und wenn dieser mit dem störrigen Knaben etwas leistet, ei so mußt Du's doch auch können! Also halt aus! — Angenehme Tage gab es, wenn ich meine kleine Schaar zu einer Ferienreise zusammennahm. Da hatte jeder sein grünes Ränzchen auf dem Rücken, ich das meinige auch, und so zogen wir fröhlich in die Welt hinaus. Auch nach meinem schönen Börln kam ich wohl einmal mit meinen Knaben, habe auch da gepredigt. Die Töchter waren eben so wie ich herangewachsen, und da namentlich die zweite ernste Gespräche liebte, so tauschten wir mitunter über gar hohe Dinge unsre Lebensansichten aus. Nur berührte es mich seltsam, daß in Börln, wenigstens bei größern Tischgesellschaften, mein guter Vater, indem er der Dienerschaft half, auch hinter meinem Stuhle stand und mir Teller reichte. Dem Vater war das freilich keine Demüthigung sondern eine Freude.

3.

So waren drei Kandidatenjahre vergangen, man schrieb 1823 und die Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß ich eine Pfarrstelle bekommen werde. Drei waren erledigt, zwei in kleinen Städten, wo der Nachmittagsprediger zugleich Rektor war, eine auf dem Lande, in dem anmuthigsten Dörfchen des Herzogthums. Diebzig heißt es, und liegt in der breiten wiesenreichen Niederung, welche hier der Zusammenfluß der Elbe mit der Saale bildet. Auf zwei Seiten lehnt es sich an den Wald, auf zwei Seiten hat es seine Felder. Die gesammte Einwohnerschaft, auch die Ackerbesitzer, verwerthen den Winter durch Holzfällen; die Einnahme des Pfarrers ist die geringste im Lande. Aber ich pries mich glücklich, daß mir gerade diese Stelle zufiel. Waren doch meine Bedürfnisse leicht befriedigt! Aber was mir immer so lieblich vorgeschwebt hatte, das Landpfarrerleben, das konnte gerade hier zur schönen Wahrheit werden. Und nun erwachte zugleich ein anderes Verlangen, das sich bis dahin bescheiden zurückgehalten hatte: das Bedürfniß der Liebe.

Ich kannte wohl manches Mädchen, das mich anzog, und hatte auch schon als Knabe Romane genug gelesen, um recht große Lust zu haben, selbst in einen Roman einzutreten, aber der Gedanke stand fest in mir, daß ich kein ernstes Verhältniß eingehen dürfe, bevor ich der Erwählten nicht zugleich ein sichres Auskommen bieten dürfe; diese Bedingung war ja nun erfüllt. Denn wenn auch die Pfarrstelle in Diebzig nur sehr wenig einbrachte, so war sie nur der Durchgang zum Besseren; wohl selten hatte ein Inhaber länger als drei Jahre auf ihr gesessen; dann ward er weiter befördert. Jetzt ließ ich also meine Blicke auf dem Mädchenflor meiner Bekanntschaft mit größrer Bedeutung schweifen, und bald blieben sie haften auf einem lieblichen Wesen,

Namens Lottchen. Sie war eine geborne Braunschweigerin, die mit ihrer verwitweten Mutter in Köthen lebte. Die Annäherung fand Statt, die Herzen verstanden sich, und nun folgten Monate, wo mir die Liebe ihren vollen Himmel aufthat. Meine Eltern waren einverstanden; im Anfang des Jahres 1824 wurde ich wirklich als Pfarrer in Diebzig eingeführt — ich war ein glücklicher Mensch. Der Ueberschwang der Gefühle, den eine reine innige Liebe gewährt, ich hab ihn im vollsten Maaße empfunden. Gern hätte ich mein Lottchen nun gleich als Pfarrerin von Diebzig heimgeführt, indeß mußte ich ja selbst als das Vernünftigere anerkennen, daß wir noch ein Paar Jahre bis zu reicherer Einnahme warteten.

So lebte ich denn mitten in der Idylle, die ich mir in Gedanken ausgemalt hatte. In der ganz hübschen Kirche meines Walddörfchens predigte ich sonntäglich, und die anfängliche Befangenheit schwand allmälig. Ich brauchte auch nicht mehr so wörtlich auswendig zu lernen; ja es gelang mir bisweilen schon, nach einem bloßen Entwurf zu sprechen. Mit dem Schullehrer, der nur einige Jahre älter war als ich, ward ich bald guter Freund, und nahm ihm einige seiner Unterrichtsstunden ab. Meine Dörfler besucht' ich fleißig; ich nannte die Männer Er, so schien es damals die rechte Ordnung; das ist freilich recht bald anders geworden. Mein Konfirmandenunterricht machte mir Freude. Sonntags, wenn ich meine Predigt gehalten hatte, wanderte ich die drei Stunden Weges nach Köthen, und brachte die übrige Zeit bei der Braut zu. Mein Wald gab mir Gelegenheit zu manchem frohen Spaziergang. Dann kam auch wohl die Braut mit ihrer Mutter auf ein paar Tage heraus, oder die Eltern kamen auf einige Tage zu mir. Nur Eins fehlte mir, wonach ich so herzliches Verlangen hatte, nämlich ein älterer Prediger, an den ich mich mit vollem Vertrauen als an mein Muster hätte anschließen können.

Da trübte sich der Himmel; die beiden Mütter, die meiner Braut und die meine, geriethen in Unfrieden, und für Lottchen, das mußte ich bald erkennen, war ihrer Mutter Urtheil das unbedingt maßgebende. Ich suchte zu vermitteln, es war vergebens. So entstanden Monate schlimmer Spannung. Mir stand fest, daß das überwunden werden müsse; war es doch, wie es in solchen Dingen zu gehen pflegt, mehr Mißverständniß als böser Wille, was die Gemüther entzweite. Aber da traf mich, wie ein Blitz aus blauem Himmel, ein Brief von der Braut, worin sie unsre Verbindung für aufgelöst erklärte. Da habe ich Wochen gehabt, wo ich kaum noch das Leben zu tragen wußte; der Schmerz der Liebe ging nun nicht minder tief, als vorher die Seligkeit der Liebe. Doch so viel Besonnenheit behielt ich, daß ich mir sagte: du wirst diesen Schmerz überwinden; laß dir nur Zeit dazu. Er hat allerdings noch lange an mir genagt; es war mir ja gradezu undenkbar, wie zwei Menschen, die sich wirklich lieb gehabt hatten, einander die Liebe aufsagen könnten. Aber ehe ein halbes Jahr vergangen war, da kam auf einmal die öffentliche Anzeige, daß Lottchen mit einem wohlhabenden (aber bucklichen) Fabrikbesitzer in Leipzig Hochzeit habe, und nun war ich freilich erlöst.

Unterdessen hatten sich andre Wolken über meinem Haupte zusammengezogen. Es war ein schöner Sommernachmittag, an dem ich mir die Anhaltische Chronik, einen stattlichen Folianten, von einem Freunde in Köthen mitgebracht hatte. Ich las von den wackern Fürsten, die zu Luthers Zeit in Anhalt geherrscht und die ihm beigepflichtet hatten; vor Allen zog die Gestalt des Fürsten Wolfgang in Zerbst meine Blicke auf sich. Das war ein Kernmensch. Fromm von ganzer Seele, aber auch dem, was er als Wahrheit erkannt hatte, unbedingt hingegeben, dabei voll des derben Humors seiner Zeit, dünkte es ihm ein Leichteres,

nach der verlornen Schlacht bei Mühlberg als einfacher Reitersmann Land und Leute zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, als seiner Ueberzeugung untreu zu werden. Das ist, so sagte ich mir, ein Bild, das dem Volke vorzuhalten ist, und ich schrieb seine Lebensbeschreibung. Es war die Jahreszeit, wo die neuen Kalender gedruckt werden; ich brachte meine Schrift dem Herausgeber des Köthischen Kalenders, und mit Freuden nahm er sie auf. Und kaum war der Kalender ausgegeben, da kam von Paris, wo sich Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen aufhielt, die Nachricht, daß dieser nebst seiner Gemahlin „in die alte heilige katholische Kirche zurückgekehrt sei.“ Man kann sich das Aufsehen denken. Vor dreihundert Jahren Fürst Wolfgang, und nun dieser Herzog Ferdinand, und in tausend Händen der Kalender, der den Gegensatz so peinlich schärfte. Dem Herzog konnte nicht verschwiegen bleiben, wer der Verfasser sei; was half's, daß von Absichtlichkeit meinerseits gar nicht die Rede sein konnte? Aber dies Zusammentreffen war doch gar zu unangenehm, und bald trug sich des Herzogs Aeußerung im Lande herum: Uhlich solle nie befördert werden, er solle in Diebzig sitzen bleiben. Und das war freilich keine schöne Aussicht; die Einnahme war, wie gesagt, äußerst gering. Uebrigens erfuhr ich bald, daß ich schon von meiner Hauslehrerstelle her beim Hofmarschall am Hofe übel angeschrieben war; ich galt für einen Demokraten. Ich blieb fröhlich und wohlgemuth; war ich doch ledig, hatte mein schönes Amt und konnte das weitere abwarten.

Mein Dörfchen mit Flur und Wald streckt sich wie eine anhaltische Landzunge der Elbe zu ins Preußische hinein. Gegen Osten die preußische Stadt Aken, gegen Westen Calbe, dazwischen Dörfer; es war mir Bedürfniß gewesen, mit den Predigern dieser Orte Verbindungen anzuknüpfen; seit Jahresfrist standen wir in einem wissenschaftlichen Verein, kamen monatlich zusammen, beur-

theilten einander unsre geistigen Leistungen. So fehlte es rings-um nicht an Bekanntschaften; auch in einer Oberförster-, einer Amtsrathsfamilie wollte man mir wohl, auch der preußische Superintendent in Calbe hielt etwas auf mich. Da fehlte es denn bald nicht an der Aufforderung: Uhlich, komm zu uns nach Preußen, was bindet dich denn an Anhalt? Ich brauchte nichts dazu zu thun; die Freunde waren thätig für mich bis in die höchsten Regionen hinauf, dem katholischen Herzog mußte ja doch sein Schlachtopfer entrissen werden! Im Frühjahr 1827 wurde ich auf zwei erledigte Pfarrstellen im Preußischen auf-merksam gemacht, zu denen ich mich melden solle; die Sache ent-schied sich zuerst für das Dorf Pömmelte, zwischen Barby und Schönebeck gelegen, nnd bald hatte ich meine Bestallung in der Tasche.

Jetzt begehrte aber das Herz auch eine Ausfüllung der Lücke, die es seit Jahresfrist in sich empfand. Mein Lehrerleben in Halle hatte mich mit einigen Familien bekannt gemacht, wo nun herangewachsene Töchter waren; eine davon hatte ich im Sinn, sie, dachte ich, könnte wohl deine Hausfrau werden. Daß sie mit ihrer Freundlichkeit oder Herzensgüte eine bessere sein würde, als die Ungetreue jemals hätte werden können, das war mir klar; jene hätte nie die wohlwollende Hinneigung zu den Dorffrauen in sich gefunden, die ich von meiner Pfarrerin fordern mußte. Auch in dieser Hinsicht waren die alten Erinnerungen völlig abgethan. Ich reiste auf eine Woche nach Halle. Als ich an dem freundlich gelegenen Hause an der Saale die Klingel zog, kam mir eine blühende Jungfrau entgegen, die ich nicht kannte; Schwester eines dort wohnenden Studenten war sie auf einige Zeit Gast bei den Töchtern des Hauses. Und da sichs fand, daß jener Student und die, welche ich suchte, einander lieb hatten, so nahm ich nach einigen Tagen das Bild der

Fremden im Herzen mit nach Haus. Sie, meine Clara, ist meine treue Frau geworden, mit der ich, wenn wir noch einige Jahre leben, die goldne Hochzeit feiern kann.

Wie stand es aber mit meiner theologischen Richtung? hatte sich die nicht geändert? Da hätte ich mir selbst untreu werden müssen; daß mir die Wahrheit höher steht als die Umstände, das ist ein Grundzug meiner Natur. Ich muß wahrhaft sein, ich kann nicht anders. Wenn mir abgehende Freunde unter den Studenten sagten: Höre Du, da nun das Amt näher rückt, so sehen wir ein, daß wir mit unsrem Rationalismus nicht bestehen können, so war mir das ein schmähliches Bekenntniß. Als mir beim Kandidatenexamen mein guter alter Superintendent in Köthen sagte: ei, Herr Kandidat, wie wollen Sie mit diesen Ihren Ansichten in der Gemeinde wirken können? da erwiderte ich wohlgemuth: ich hoffe, recht gut, Herr Superintendent. Die Amtsbrüder, mit denen ich in Verbindung stand, hatten mehr oder weniger dieselbe Ansicht als ich. In Preußen war die Zeit, wo König Friedrich Wilhem III. mit seinem Hofprediger eine Agende gemacht hatte, in der ein gut Stück alten Glaubens wieder in das kirchliche Leben hineingeschoben war; mich empörten die Treibereien, vermittelst deren die Superintendenten der Agende Eingang zu schaffen suchten, denn durch Zwangsbefehl sollte sie nicht eingeführt werden; ich pries mich glücklich, daß ich kein preußischer Prediger sei. Eins aber, was ich schon lange suchte, hatt' ich noch immer nicht gefunden, nämlich einen älteren Prediger, an den ich mich als meinen Meister anschmiegen konnte; ich konnte mir nicht leugnen, daß bei diesen rationalistischen Pastoren nicht viel Innigkeit des Gefühls, nicht viel Hingebung an die Menschheit, wohl aber recht viel Amtlichkeit vorhanden war. Das hat damals oft meinen Blick auf pietistische Geistliche gelenkt, bei denen ich mehr Hingebung und Treue fand, und

hat mich zur Beschäftigung mit pietistischen Schriften geführt. Aber freilich, was auf dieser Seite der Wahrheit nicht entsprach, das konnte auch keinen Eingang in mein Gemüth finden.

4.

Im Monat Juni 1827 ward ich in meine preußische Stelle eingeführt. Das Kirchspiel bestand aus den Dörfern Pömmelte nebst dem Vorwerk Zackmünde, dem Filialdorfe Felgeleben nahe vor Salze; noch gehörte dazu das Vorwerk Döben, auf dessen Grund und Boden vor hundert Jahren die Herrnhuter den freundlichen Flecken Gnadau erbaut hatten; was da nicht herrnhutisch war, das gehörte auch zu meinem Pfarrsprengel. Ich hatte immerhin mit tausend Seelen zu thun. Jeden Sonntag hatte ich in beiden Kirchen zu predigen. Ach, wie erschöpft pflegte ich nach dem zweiten Vortrage zu sein! Schon in Diebzig hatte ich an der Brust gelitten, es war sogar bis zum Auswurf von Blut gekommen, ich hatte mich darin ergeben, daß mein Leben bald zu Ende gehe. Wie hätte ich damals denken können, daß meine Lunge sich so kräftigen würde, daß nur Wenige es in dieser Hinsicht mit mir würden aufnehmen können?

Aber nun war ich ja preußischer Prediger, nun mußte ich ja auch jene Agende gebrauchen, welche mir so sehr zum Anstoß gereicht hatte! Ja, aber die Sache machte sich. Mein Superintendent machte mich bei der Einrichtung aufmerksam, daß ich an den Gebrauch der Agende gebunden sei, indem ich dieselbe bereits in meinen Kirchen vorfände. Ja wohl, sagte ich, und durfte das in dem guten Willen sagen, mich dem Herkommen zu fügen, wie ich es von meinem Vorgänger vorfand. Dieser nämlich hatte sich durchaus nicht streng an die Agende gebunden, und so that ichs auch nicht. Mein Vorgänger war nicht gestorben und nicht versetzt wohl aber des Amtes enthoben, denn er hatte sich

zu arge Blößen gegeben. Er war ein schlechter Haushalter und darum oft in Geldverlegenheit. Er trank auch etwas viel Branntwein. Auf äußre Würde wußte er gar nicht zu halten. Und Frau und Kinder — es waren mehrere erwachsene Mädchen da — wußten das eben so wenig. Es war eine wüste Wirthschaft in diesem Pfarrhause. Das hatte die Gemeinde vermocht, Beschwerde zu führen, und die war dahin erledigt, daß ihm aufgegeben war, in seine Emeritirung zu willigen, und sich mit einem Drittel der Pfarreinnahme zu begnügen und mindestens zwei Meilen von Pömmelte entfernt seinen Wohnort zu nehmen. Des Superintendenten Gutmüthigkeit vermittelte es, daß ich versprach, zwei Jahre lang ihm die Hälfte der Einnahme zu zahlen; der alte Herr zog nach Magdeburg.

Es war ein seltsamer Mensch, dieser alte Herr. Sechs und sechzig Jahre alt, eine lange hagre Gestalt, gegen Wind und Wetter abgehärtet. Ich suchte mich mit ihm bald auf guten Fuß zu setzen. Und das gab ein drolliges Verhältniß. Er kam nämlich oft von Magdeburg, um Geld zu holen, denn das fehlte ihm immer. Da that ich ihm den Vorschlag: ich wolle von jeder Einnahme die Hälfte sofort in ein für ihn bestimmtes Fach meines Schrankes legen; wenn er dann komme, dann stehe ihm das Vorräthige stets zu Dienst. Allerdings müßte ich ihm anheim geben, ob er das zu solchem Abkommen nothwendige Vertrauen zu mir habe. Das versicherte er und wir waren einig. So kam er denn gar oft, aber daß er bei mir übernachte, darauf ließ er sich nicht ein. Ich habe ihn in der Schenke gefunden bei greulichem Schneewetter; er hatte die fünf Stunden von Magdeburg zu Fuß zurückgelegt, aber es fiel ihm gar nicht ein, sich eine Bequemlichkeit zu schaffen; auch die schneeigen Stiefeln behielt er ruhig an den Füßen und sagte lachend: das schadet mir nicht. Da war allerdings die Aussicht vorhanden, daß ich

diesem Mann noch lange einen Theil der Einnahme würde zu zahlen haben.

In demselben Monat Juli, wo ich mein neues Amt antrat, führte ich meine Braut heim, und so hatte ich, was ich wünschte: die Idylle des Landpfarrerlebens und dabei die Erwählte meines Herzens an meiner Seite. Auch die verkürzte Einnahme reichte für unsre Bedürfnisse vollkommen aus. Deren Verkürzung sollte übrigens nicht allzulange dauern.

Zwei Jahre waren vorüber; damit trat die Zeit ein, wo ich nur noch ein Drittheil der Einnahme abzugeben hatte. Der alte Herr war längre Zeit nicht dagewesen. Da kam ein Bericht von den Seinigen in Magdeburg mit der Frage: ob denn der Vater in Pömmelte sei; vor acht Tagen sei er dahin gegangen und noch nicht wiedergekehrt. Ich machte mich sogleich nach Magdeburg auf, forschte nach ihm in allen den Gasthöfen, wo er wohl eingekehrt sein könne, erfuhr aber nur, daß er vor acht Tagen allerdings beim Kirchenvorsteher des Filialdorfes gewesen, dann aber nicht wieder. Dort war er am Nachmittage eines rauhen Novembertags bei sinkender Dämmerung fortgegangen, um Geld bei mir in Pömmelte zu holen und hatte, auf sein Branntweinfläschchen zeigend, gesagt: die muß noch leer werden. Im Einverständniß mit der Familie erließ ich in den Zeitungen eine Aufforderung, und dann, nach acht Tagen machte ich mich mit den drei Männern des Orts- und Kirchenvorstandes von Pömmelte suchend auf den Weg. Es war wieder ein rauher Novembernachmittag, leichten Schnee trieb der Wind über die Flur, die Pfützen waren gefroren. Die Gegend ist dort überall eben, nur zieht sich hier und da eine grasige Niederung durch die Flur, die in der wasserreichen Jahreszeit eine Lache ist. Von Felgeleben war er auf Pömmelte zugegangen, das stand fest. Wir breiteten uns in dieser Richtung aus, so daß einer den

andern errufen konnte. Nach etwa einer Viertelstunde hören wir den Schöppen rufen: He! hier liegt er! Der Ruf führt uns zu einer kleinen gefrornen Wasserfläche und aus ihr ragt ein grüner und ein schwarzer Hügel, was jeder bei flüchtiger Ansicht für ein paar Maulwurfshaufen halten mußte, aber es war die eine Schulter im grünen Flausrock, die eine Hüfte im schwarzen Beinkleid. Der übrige Körper lag unter dem dünnen Eise. Das Wasser war so flach, daß es einem durchwatenden Manne nur bis an die Knieen reichte. Da war also der Verunglückte, und zwar vor 14 Tagen, von Felgeleben herüber quer über das Feld gegangen, hatte unterwegs sein Fläschchen geleert, war in das Wasser gerathen, war gefallen, hatte sich nicht wieder aufrichten können; da mochte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht haben. Ich aber hatte von nun an die volle Einnahme meiner Stelle, und sie war ganz einträglich. Hatte ich früher in den Predigerkreisen schon manchmal gelächelt, wenn das Gespräch sich um bessre Stellen drehte, so konnte ich mich jetzt um so weniger durch solche Gespräche angezogen fühlen. Was ich mir wünschen mochte, das hatte ich jetzt; jetzt galt es nun, den zum Wirken gegebnen Raum auch thätig und treu auszufüllen. Was die anfängliche Schwäche der Brust betrifft, so verschwand diese bald, nur daß ich mich gewöhnlich jedes Frühjahr und jeden Herbst mit Husten, Schnupfen und Halsweh zu plagen hatte. Da erlebte ich in einem Frühjahr das Seltsame, daß ein heftiges Halsleiden, das erst garnicht weichen wollte, sich plötzlich auf die Füße warf; ich hatte die Gicht, das Podagra, als Mann von dreißig und etlichen Jahren, und dieser unangenehme Gast hat mich seitdem nie wieder gänzlich verlassen. Namentlich bei heftiger Erkältung konnte ich sicher sein, daß ich einige Wochen lang meine Füße nicht gebrauchen konnte. Dagegen alle Schwäche der Sprechwerkzeuge war gänzlich verschwunden.

Bald zogen meine alten Eltern von Köthen gänzlich zu mir herüber. Der Vater fand in meinem ansehnlichen Garten volle ihm zusagende Arbeit vom März bis in den November. Das Todtengeläut Friedrich Wilhelms des Dritten im Jahre 1840 war zugleich das Grabgeläut meines guten Vaters; 86 Jahre alt war er geworden. Die Mutter starb einige Jahre nach ihm, 75 Jahre alt. Später, schon in Magdeburg, sind auch meine Schwiegereltern, etwa in gleichem Alter, in meinem Hause gestorben.

Die achtzehn Jahre, die ich als Pfarrer in Pömmelte zugebracht habe, waren nun die breite, geräumige Zeit, in der ich nach allen Seiten hin Ernst machen konnte mit dem, was in meiner Seele lebte. Zwei Gemeinden hatte ich, ihnen war alle Sonntage dasjenige ans Herz zu legen, was die Welt zum Himmelreich machen soll. Die beiden Gemeinden waren verschieden; in der kleineren Filialgemeinde Felgeleben herrschte ein gewisser Anstand, der Unordnung und Rohheit nicht aufkommen ließ; dagegen stand die größere Gemeinde etwas zurück, ohne daß ich sagen kann, daß ein schlechter Geist in ihr geherrscht habe. Jene Gemeinde war es auch, die des Vorgängers Entfernung vom Amt betrieben hatte. Mit beiden Gemeinden lebte ich in gutem Einvernehmen. Gleich in den ersten Wochen mußte etwas geordnet werden. Mein Vorgänger nämlich hatte seine sogenannten Accidentien nach voller Willkür entnommen, so viel er hatte herauspressen können; ich wußte nicht, was ich rechtlich zu fordern hatte. Auch das Archiv der Superintendentur gab keinen Nachweis. Ich versuchte wohl, das Recht bei demjenigen Amtsnachbar zu erfahren, dessen Dörfer wie die meinen altsächsische (zur Grafschaft Barby gehörig) gewesen waren; er lachte mich aus und sagte: davon spricht man nicht. So blieb mir nichts übrig, als daß ich mich mit den Gemeinden und Kirchenvorständen zusammensetzte und daß wir nach bestem Wissen eine Festsetzung

machten. Aus vielen Wirthschaften gab es Brodt, Wurst, Eier einzunehmen. Ich hatte nichts dagegen, wenn mir kleine Leute kleine Waare schickten; dafür ließen es die größeren Höfe nicht an reichlichem Maaße fehlen. Mit meinen beiden Lehrern lebte ich auf freundschaftlichem Fuße. Mit dem in Pömmelte war ich bald eins geworden, daß ich irgend ein Fach seines Unterrichts selbst übernahm. Als meine eignen Kinder schulpflichtig wurden, schickte ich sie in seine Schule. Mit ihm und jungen Burschen ließen sich Abendstunden einrichten, wo die schweren Melodieen eingeübt wurden; die Männer der Gemeinde veranlaßte ich, Abends zu mir zu kommen, und da gab ich ihnen Bibelauslegung. Um den Gemeinden den Sinn für die Großartigkeit des Christenthums, für dessen große Bedeutung für die Welt zu erwecken, hielt ich monatliche Missionsstunden in denen ich über die Missionsthätigkeit Bericht gab; freilich hatte ich da immer mit vieler Mühe aus den mir zugänglichen Missionsblättern meine Berichte, so wie ich sie brauchte, zusammenzustellen, denn die pietistische Art dieser Blätter konnte und mochte ich nicht gebrauchen. Ich kann aber nicht sagen, daß ich mit allen diesen Bestrebungen besonderen Anklang gefunden hätte. Immer nur eine kleine Zahl nahm Theil, und offenbar mehr mir zu Gefallen als aus eigenem Interesse an der Sache. Dagegen gingen mir mehr als einmal belobigende Zuschriften vom Konsistorium zu. Hätten die Herren gewußt, wie ich die Sache trieb, sie hätten sie mir nicht gesendet. In der Umgegend aber galt ich für einen Pietisten. Das Urtheil erklärte sich. Wer unter meinen damaligen Amtsbrüdern nicht pietistisch war, der that gewiß nicht mehr, als was er amtlich mußte.

Mit meinen Amtsbrüdern ließ sich bald ein ähnlicher Verein herstellen, wie wir ihn in Diebzig gehabt hatten. Den Stamm bildeten die Mitglieder von diesem; einige Andre waren hinzugekommen; wir waren meistens jüngere Leute, denn die älteren

Herren hielten sich fern, unser mehrere hatten zu gleicher Zeit in Halle studirt. Alle huldigten der rationalistischen Richtung, und so blieb es Jahre lang. Es verstand sich uns von selbst, daß Religion und Vernunft Hand in Hand gehen müßten. Würde es nicht heut noch so sein, allerdings mit einiger Weiterentwickelung, wenn nicht von obenher mit jedem Jahre mehr darauf hingearbeitet worden wäre, daß die jungen Theologen auf die Orthodoxie einexerzirt würden? An welcher Universität, Preußens wenigstens, findet denn noch ein freisinniger Professor der Theologie Anstellung? Und welcher junge Mann darf denn hoffen, mit einem freien Bekenntniß durch das Examen zu kommen? Die preußische Regierung hat bewiesen, wie sich durch planmäßiges und beharrliches Vorgehen auf verkehrtem Wege gesunde Säfte eines Körpers verderben lassen. — Mit meinen Barbyer Kollegen stand ich noch in besonderer Verbindung; die ehemalige Grafschaft Barby hatte nämlich ihre besondere Pfarrwitwenkasse, die sich in sehr gutem Stande befand. Jährlich lud uns Mitglieder der Oberprediger in Barby zur Rechnungsablegung ein, und dann folgte ein stattlicher Schmaus, wofür die Kasse 50 Thaler zahlte. Da schmausten wir also auf Kosten unserer Witwen? Und es fiel Keinem ein, das anstößig zu finden? Keinem. Wohl aber, als die dortigen Lehrer eine Witwenkasse errichten wollten und als sie uns um Beihülfe dazu aus unsern ansehnlichen Vorräthen ansprachen, fiel der Bescheid sofort dahin aus, daß das durchaus nicht angehe, wir müßten uns sorgfältig hüten, von unserm Statut abzuweichen. Uebrigens hatte man auch mir, da ich von einer reformirten Pfarrstelle nach Preußen überging, Anfangs einige Schwierigkeiten machen wollen, weil die Stiftung eine lutherische sei, indessen wurde die Sache vom Magdeburger Konsistorium leicht erledigt.

Einmal ließ mich meine Filialgemeinde eine Erfahrung

machen, die mir so recht einen Blick in den bäuerlichen Sinn verschaffte. Ich hatte eine Kutsche; die Gemeinde Felgeleben gab Pferde, um mich zu holen und zurückzubringen. Es war Bußtag, nach meiner Nachmittagspredigt hatte ich mich an das Krankenbett eines braven Burschen gesetzt; als ich nach einer halben Stunde zu meiner Kutsche komme, war sie fort; der Knecht hatte, da ich ausblieb, ohne Weiteres die Pferde vorgelegt und die leere Kutsche nach Pömmelte gefahren. Das hatte ein Knecht gethan, und als ich deshalb zu seinem Herrn dem Bauer ging, zuckte dieser mit den Achseln und fand nichts Besonderes darin.

Meine Einnahme war der Art, daß ich etwas auf Bücheranschaffungen verwenden konnte, und so verfolgte ich Jahre lang beharrlich den Zweck, mir für jedes der gemeinwissenschaftlichen Fächer etwas Vollständiges zu schaffen. An Zeit zu lesen fehlte es ja nicht. So ist es gekommen, daß ich mit der allgemeinen wissenschaftlichen Entwickelung der Zeit habe Schritt halten können. Was die Theologie betrifft, so besorgte ich für den nächsten Kreis meiner Amtsbrüder die theologischen Zeitschriften. Einmal gelang mirs auch, ein Dutzend derselben zu vermögen, daß wir uns die besten neuern Dichterwerke anschafften und unter einander zirkuliren ließen.

Meine Clara beschenkte mich nach und nach mit mehreren Kindern. Fünf Knaben, ein Mädchen waren es, die mir in Pömmelte heranwuchsen, einige kleine Frühgestorbene liegen dort auf dem Kirchhofe begraben. Zu jenem einen Mädchen hatte ich mir bald von Köthen eine Waise geholt, Tochter früh verstorbener Pfarrersleute. Damit hatte ich nun zwei Clärchen im Hause; ich mochte der Fremden ihren hübschen Namen nicht nehmen; da sie die größere war, so hieß sie Clara und die meine Clärchen. Als die Kinder heranwuchsen, gab ich ihnen außer der Schule auch noch besonderen Unterricht.

Meine beiden Gemeinden sangen noch aus dem ganz alten Dresdnischen Gesangbuch, während Dresden selbst unter des Oberhofpredigers Reinhard Leitung längst ein besseres erhalten hatte. Da waren nun noch gar wunderliche Lieder, selbst lateinische fehlten nicht, z. B. puer natus in Bethlehem — In dulci jubilo und dergl. Da mußte wohl endlich ein entscheidender Schritt gethan werden. Ich setzte mich mit dem Bischof Dröseke in Verbindung, der damals von Bremen nach Magdeburg berufen war. Durch seine Vermittlung gelang es, von dem neuen Berliner Gesangbuch, an dessen Zusammenstellung Schleiermacher mit gearbeitet hatte, 200 Exemplare unentgeltlich zu erhalten. Ein halb Jahr lang las ich nun sonntäglich am Altar ein Lied des neuen Buches vor, besprach mich dann mit jeder Familie und so gelang es, ohne ärgerliches Widerstreben an zwei feierlichen Sonntagen das neue Buch einzuführen.

5.

So war das Jahr 1840 herangekommen, das meinem Vater und dem alten König die Augen zudrückte und einen Mann an die Spitze des norddeutschen Königreichs stellte, der seine Laufbahn mit sehr hochfliegenden Worten begann. Man nannte ihn geistvoll, aber seine Liebe war mittelalterlichen Vorstellungen und Einrichtungen zugewendet; was seine Krone betrifft, so meinte er, über ihre Führung Gott allein verantwortlich zu sein; bald ging ja das Wort von ihm aus: Zwischen mich und mein Volk soll kein Blatt Papier treten! Und dieser Mann, der so viele Gedanken hatte, aber so wenig ordnende und nachhaltige Kraft der Ausführung, sollte nun die Erbschaft einer Menge von Bestrebungen antreten, welche die vorhergegangenen funfzig Jahre geweckt und gezeitigt hatten, trotz alles polizeilichen Nachspürens und Niederdrückens.

Seit einigen Jahren war im außerpreußischen Deutschland der Gustav-Adolf-Verein entstanden, zur Unterstützung der gedrückten Protestanten in katholischen Ländern. Auch ich wurde Mitglied; viele in Preußen nahmen Theil, es lag in der Zeit, daß man zugriff, wo selbstständige Bewegung möglich war. Aber eben diese selbstständige Bewegung mochte die preußische Regierung nicht leiden; doch mochte sie auch eine so volksthümliche Bewegung nicht verbieten. Da gab es nun Erlasse von jener unwahrhaften kläglichen Art, welche Ja und Nein zugleich sagen. Aber die Betheiligung in Preußen organisirte sich; man wählte mich als Abgeordneten für Versammlungen in Halle, Berlin, Göttingen; man hielt außerordentlich lange und breite Reden, aber die Zusammenlegung sämmtlicher deutschen Gustav-Adolph-Vereine ward durchgesetzt. Das führte mich aus dem engen Wirkungskreise meines Dorflebens in eine größere Oeffentlichkeit und verschaffte mir zugleich die persönliche Bekanntschaft manches bedeutenden Mannes. Auch mit dem Kultusminister Eichhorn bekam ich zu thun: er machte auf mich den Eindruck eines Aals, der zu glatt ist als daß man ihn greifen kann.

Eine andre Sache, die mich bald in ein sehr ausgedehntes öffentliches Wirken zog, fing sehr unscheinbar an. In Magdeburg hatte sich Prediger Sintenis durch ein Bild und ein auf dessen Anlaß veröffentlichtes Gedicht zu einem Zeitungsaufsatz bestimmen lassen, in dem er sich gegen die Anbetung des Sohnes (Jesu) erklärte; der Vater werde dadurch bei Seite geschoben, gleichsam auf das Altentheil gesetzt. Diese Art, religiöse Dinge, und noch dazu in der Zeitung, zu besprechen, empörte manches fromme Gemüth, Bischof Dröseke erklärte, ein solcher Mann dürfe nicht im Amte bleiben. Er ist im Amte geblieben, aber wie der König und sein Minister Eichhorn überhaupt aufgetreten waren, das bewies sattsam, daß man den Willen habe, die

evangelische Kirche von ihren freien Elementen zu reinigen. Es war also Zeit, sich auf Kampf bereit zu halten, und wem war dazu Anschluß an Gesinnungsgenossen nothwendiger als dem einzelnstehenden Landprediger? Ich sprach mit einigen Freunden in Stadt und Land, sie stimmten mir bei; um der Sache eine Form zu geben, fanden wir uns unsrer Sechszehn an einem schönen Juniusnachmittage 1841 in Gnadau zusammen. Leicht verständigten wir uns; es verband uns der einfache Gedanke, daß wir zusammenhalten müßten, damit der eine dem andern zu Rath und That bereit sei. Nach einem Vierteljahre wollten wir in Halle wieder zusammenkommen. Es geschah, wir waren unser 54 geworden und nicht mehr bloß Geistliche. Als wir nach Verabredung Pfingsten 1842 in Leipzig zusammentrafen, waren wir Dreihundert und gründeten das Wochenblatt: „Blätter christlicher Erbauung von protestantischen Freunden;" denn so, und nicht Lichtfreunde, wie bald dieser Name allgemein aufkam, nannten wir uns. Jene Blätter, fast alle von mir verfaßt, haben bis 1848 bestanden; ihre erste Nummer brachte auch unser Programm, unser Bekenntniß. Es sprach das Recht und die Pflicht der freien Entwickelung aus; aber es enthielt unter Anderm auch den Satz: was Jesus eigentlich gewesen ist, ich weiß es nicht. Und das war nicht etwa von kluger Berechnung diktirt, nein, so stand ich wirklich mit meiner Ueberzeugung zu Jesu; ich ahnte Uebermenschliches an ihm, ohne daß ich mich jedoch den alten Glaubenssatzungen über seine Gottheit und Menschheit beugen konnte.

Es machte sich nun von selbst, daß wir bei jedesmaligem Auseinandergehen uns die nächste Zusammenkunft festsetzten. Köthen mit seinen zusammentreffenden Eisenbahnen und seinem großen Saal im Empfangsgebäude lag uns dazu am bequemsten. Zweimal im Jahre kamen wir zusammen, Pfingsten und

Michaelis: Abends vorher ward im engern Kreise die Tagesordnung festgestellt. Am Thätigsten hiebei war der Archidiakonus Fischer von Leipzig (an der Nikolaikirche — er hatte dort die meisten Konfirmanden in Leipzig); dann gehörten zu unsrem engern Kreise zwei Mitglieder der theologischen Fakultät an der Halleschen Universität und von den Halleschen Geistlichen Gustav Adolph Wislicenus; auch Braunschweig war durch einige seiner Geistlichen vertreten. Das Alles hing ziemlich formlos zusammen; der ganze Verein „protestantischer Freunde" war ein Gewächs, das da stand und gedieh, weil es zeitgemäß war; ein Samenkorn war dort in Gnadau ausgeworfen worden, der Boden war empfänglich dafür, so war es gewachsen und stand da in frischer Naturkraft. In Magdeburg, in Halle, in Halberstadt fanden außer jenen großen Versammlungen in Köthen noch besondre Statt. Ich freute mich der Sache; gern hätte ich ihre Leitung in geschicktere Hände niedergelegt, aber die Freunde wollten das nicht. Zur Erklärung dient vielleicht, daß sie gerade in meiner Art und Weise den einfachen und allgemeinverständlichen Ausdruck dessen fanden, was sich aus dem allgemeinen Entwicklungsgange als religiöses Zeitbewußtsein herausgestellt hatte. Das Wichtigste, was in unsern köthnischen Versammlungen vorkam, das war wohl jene Rede von Wislicenus „ob Schrift ob Geist?" Dieser Mann der eisernen Ehrlichkeit drang darauf, daß man sich entscheiden müsse, ob in der Religion noch die Bibel die Entscheidung geben dürfe oder die Wahrheit allein. Ich selbst war lange noch nicht klar und entschieden genug, um die volle Wichtigkeit und Richtigkeit dieses Auftretens zu begreifen.

Zu gleicher Zeit sah ich mich in eine andre Bewegung hineingezogen. Der mehrerwähnte Herrnhuterort Gnadau ist ein saubrer Flecken mit freundlichen Baumgängen und einem freundlichen Gasthof. Hier pflegten sich seit Jahren Männer aus den

umliegenden Städten Schönebeck und Salze, Barby und Calbe zu treffen, Beamte, Geistliche, Lehrer, um einige Nachmittagsstunden mit einander zuzubringen. Wir nun aus der Nähe, die wir in jenen Jahren einander als Strebensgenossen in religiöser Freiheit erkannt hatten, wir machten auch wohl einmal einen Gang nach Gnadau. So traf ich eines Nachmittages mit einem Arzt und einem Gerichtsbeamten aus Calbe zusammen, die mein volles Vertrauen hatten, und bat sie, nach 14 Tagen wiederzukommen, mir liege daran, ihre Ansicht über die religiöse Aufgabe der Zeit zu hören. Als wir zwei Wochen später in Gnadau eintrafen, da hatten wir den Verdruß, uns von einer Menge von Leuten umringt zu sehen, die von einer Zusammenkunft und Besprechung gehört hatten. Es ließen sich leicht ein Paar Stunden zweckmäßig ausfüllen, beim Abschiede begehrte man Wiederholung solcher Zusammenkunft, und da sagten wir drei uns: gut, aus dieser Sache kann etwas werden, daraus können regelmäßige Zusammenkünfte zur Besprechung von Zeitangelegenheiten werden. Und sie wurden es. Da war es einmal der Gustav-Adolph-Verein, der uns beschäftigte, ein andres Mal die Mäßigkeitsvereine, die damals von pietistischer Seite stark betrieben wurden; dann die Fürsorge für entlassne Sträflinge, die Volksvergnügungen, u. s. w. Gnadau ward bald zu eng für uns; wir kamen in Schönebeck zusammen, wir waren Hunderte geworden. Bürgerversammlungen nannten wir unsre Zusammenkünfte, bald wurden sie in Magdeburg, in Berlin nachgeahmt. Der Geist der Menschheit war aufgewacht; er wollte sich nicht mehr in alter Vormundschaft führen lassen; er wollte selbstständig seine Kraft versuchen; daß dies bei uns in freier Besprechung geschah, wo der Verein seine Ordnung selbst aufrecht hielt, das war den Leuten etwas sehr Willkommnes. Ungefähr in derselben Zeit hatte mich ein Geistlicher in einer Druckschrift ange-

griffen. In unsren Gnadauer Versammlungen brachte ich das zur Sprache und legte den Anwesenden vor, wie ich zu antworten gedächte. So entstand die Schrift „Uhlichs Bekenntnisse“ die bald eine Menge von Auflagen erlebte.

Wie war seit wenigen Jahren mein Leben ein so ganz andres geworden! Als ich dreißig Jahr alt war, hatte ich mir gesagt: in diesem Alter trat Jesus auf und griff so gewaltig in die Welt hinein, und was schaffst Du? Als ich vierzig Jahre alt war, da schien es mir doch gar zu wenig, was ich bisher für das allgemeine Wohl gethan. Und nun sah ich mich auf einmal mitten in einem öffentlichen Wirken, wie ich's mir schöner gar nicht wünschen konnte, und meine Stellung dabei ruhte lediglich auf dem Vertrauen meiner Mitmenschen. Woher aber kam dies Vertrauen? Ich war redlich und nach besten Kräften mit meiner Zeit fortgeschritten. Ich trug im Allgemeinen die Erkenntniß in mir, welche die Freunde der Wahrheit damals haben konnten. Dabei war Radikales, Ueberstürzendes garnicht in mir, und was wohl den Ausschlag gab: ich wußte meine Gedanken recht einfach, recht verständlich auszusprechen und zugleich so, daß jeder merkte, daß sie mir nicht bloß Verstandessache, sondern Herzenssache waren. Daraus mag sich's erklären, daß jedesmal wenn ich zu den Freunden sagte: nun tretet ihr voran! ich bin ja vollkommen zufrieden, die Sache angeregt zu haben, mir geantwortet wurde: Nein! Du mußt die Leitung in der Hand behalten. Das beruhigte mich, wenn ich merkte, daß man hie und da in unsrer Gemeinschaft bedauerliche Blicke auf mich warf, als könne ich doch garnicht recht vorwärts und sei noch viel zu sehr im Alten befangen. Ich sagte mir selbst: so wie ich bin, so gebe ich mich; kann man so mich brauchen, so steh' ich gern zu Dienst; gern weiche ich dem Bessren. Ich errinnere mich, wie damals ein gegnerisches Blatt sagte: Keiner ist so schlau wie

Uhlich. Schlau, gerade das finde ich garnicht in meiner Natur. Nach kluger Berechnung bin ich nie verfahren. Immer aber bin ich mir selbst treu geblieben.

Das Jahr 1845 war herangekommen, die Reaktion schritt festen Fußes ihren Weg weiter, schon wurden einige der Geistlichen unter uns mit Untersuchung, mit Absetzung, bedroht. Aber die Reaktion weckte überall um so entschiedneren Widerstand. Unsre Pfingstversammlung in Köthen ward sehr groß. Mehrere Tausende waren zusammengeströmt; daß uns noch ein Saal fassen könne, davon konnte gar keine Rede sein; wir tagten im Freien. Wenn die Dampfzüge herankamen, so ließen wir sie weiter brausen und tagten weiter. Gegen Ende der großen Versammlung kam Wislicenus; er kam vom geistlichen Gericht in Wittenberg; er hatte den Nacken nicht gebeugt und man hatte ihm die Absetzung in sichre Aussicht gestellt; man kann denken, daß diese Thatsache, die hier in unser theoretisches Besprechen fiel, die Bewegung der Gemüther mächtig verstärkte. Viele Geistliche unter uns erklärten, mit ihm stehen und fallen zu wollen. Jetzt wollte man aber überall Versammlungen protestantischer Freunde haben und ich ward überall berufen, sie zu leiten. So geschahs in Eisleben, in Dessau, in Naumburg, in Leipzig, in Wittenberg, in Frankfurt a. d. O., in Görlitz, in Hirschberg, in Breslau; die Versammlung in Breslau zählte fünftausend Menschen und fand auf dem Schießwerder Statt; der alte freisinnige theologische Professor David Schulz freute sich, daß er diesen Tag erlebt habe. Aber da kam vom Rhein her, wo Friedrich Wilhelm IV. mit Metternich zusammengetroffen war, das Verbot aller dieser Versammlungen; und was für Michaelis bereits vorbereitet war, das mußte unterbleiben.

Was nun? Ich auf meinem Dorfe war besonders übel dran. Streng ward ich angewiesen, nicht ohne Urlaub von der Stelle

zu gehen und dieser Urlaub, er ward mir verweigert. War ich doch einmal zu einem Festessen nach dem nahen Schönebeck geladen; ich durfte nicht Theil nehmen. Aber bereits hatte sich eine bedeutende Aenderung in meiner Lage vorbereitet. Männer aus dem Vorstande der Katharinengemeinde in Magdeburg fanden sich am Himmelfahrtstage in der Kirche zu Pömmelte ein. Eine radikale Predigt bekamen sie nicht zu hören; ich legte zwar dar, daß die alte Vorstellung vom Himmel nicht haltbar sei, aber auch, daß es sich wohl denken lasse, wie der menschlichen Seele auf einem der Planeten, auf einer der vielen anderen Welten Raum und Zeit zur weiteren Entwickelung verliehen sein könne. Das hatte sie aber in ihrer Absicht nicht irre gemacht. Sie fragten, ob ich geneigt sei, die erledigte Stelle an der Katharinenkirche anzunehmen; ich erkannte aus ihrer Darlegung, daß ich da eine geringere Einnahme haben werde, als in Pömmelte, aber der größere Wirkungskreis lockte mich; ich sagte zu. Nun war allerdings Seitens des Kirchenregiments die gute Neigung vorhanden, mich garnicht nach Magdeburg hereinzulassen, indessen der Oberbürgermeister, der Oberpräsident nahmen sich der Sache an, sie stellten vor, daß das böses Blut machen werde, und so wurde ich wirklich zu Michaelis 1845 als Prediger der Katharinenkirche eingeführt. An demselben Tage war ich vor das Konsistorium geladen und wurde ermahnt, meiner Pflicht als evangelischer Prediger wohl eingedenk zu sein; mit gutem Gewissen konnte ich das versprechen; freilich war zwischen der Art und Weise, wie das Konsistorium und wie ich diese Pflichten faßte, ein großer Unterschied. Was ging es mich an?

6.

Also nun in Magdeburg. Die Idylle des stillen Dorfpfarrlebens war zu Ende; sie war freilich schon seit einigen

Jahren zu Ende gewesen. Ein Theil meiner Kinder war herangewachsen. Meinen Aeltesten hatte ich schon einige Jahre auf der Schule zu Halle gehabt; ich nahm ihn nach Magdeburg, und als er sich nach einiger Zeit für das Fach der Oekonomie entschied, so nahm ihn ein Freund bei Eisleben, ein Domänenbeamter, in die Lehre. Er ist nachher noch Zuckersieder geworden, nach Amerika gegangen, nach Louisiana, und ist dort dem gelben Fieber erlegen. Erst lange nach seinem Tode erhielten wir die sichere Nachricht. Meine beiden Mädchen, Klärchen und Klara, auch der Schule entwachsen, standen der Mutter zur Seite. Mein zweiter Sohn zeigte zu einem geistigen Beruf nicht die Anlage, er wurde Buchbinder. Der dritte hatte Neigung, sich den Wissenschaften zu widmen; aber als er sechszehn Jahre alt war, änderte er seinen Vorsatz und wurde Tischler. Der vierte und fünfte waren noch klein. Zu diesen sechs von Pömmelte mitgebrachten Kindern war mir in Magdeburg noch ein Mädchen geboren, meine Anna.

Meine Katharinenkirche ward bald sehr stark besucht. Viele kamen, die lange nicht mehr in eine Kirche gegangen waren. Bei Uhlich, sagten sie, kann man sich erbauen. Es war wohl besonders die schlichte gemeinverständliche Rede, die sie anzog. Allerdings sagte ich nichts, was nicht als volle Ueberzeugung in mir lebte, und ich sagte es herzlich; was mich zunächst selbst erbaute, das suchte ich zur Erbauung der Andern auszusprechen. Bei besonderen Anlässen war die nicht kleine Kirche so angefüllt, daß die Menschen bis auf die Straße hinaus standen, daß der Küster mir nur mit Mühe den Weg zur Kanzel bahnen konnte. Und die Konfirmanden wurden mir aus allen Gemeinden der Stadt zugeschickt. Ich hatte dabei Gelegenheit, einen Einblick in die Schwierigkeit zu gewinnen, die es stets gefunden hat, die sogenannten Accidentien abzuschaffen. Hatte ich doch, als ich in

der Osterwoche 1846 mit meinen vielen Konfirmanden, deren Eltern und Andern das Abendmahl feierte, am sogenannten Beichtgelde nicht weniger als 250 Thaler eingenommen! Freilich, wenn nach solchem Maßstabe beliebte Prediger ihre Forderung bemessen, dann mußte es schwer sein, die widerwärtige Abgabe abzulösen.

Aus jenem 1846sten Jahre ist ein Jahrgang Predigten von mir gedruckt worden. Daß ich im freien Denken seit 1841 Fortschritte gemacht hatte, dafür liefern sie den Beweis; ein wirklich selbstständiger freier Denker war ich freilich noch nicht geworden. Dafür mußte die Schule des Lebens erst noch kräftigere Hebel ansetzen. Für den Religionsunterricht hatte ich einen Katechismus abgefaßt, unter dem Titel: „Das Büchlein vom Reiche Gottes.“

Hatte ich mich auf dem Dorfe schon nicht begnügt, nur das zu thun, was ich amtlich thun mußte, so verstand sichs nun von selbst, daß ich mich in Magdeburg erst recht damit nicht begnügte. Dort bestand seit kurzem ein Bildungsverein; ich ward Mitglied und hielt Vorträge. Ebenso bei einer Bürger-Versammlung, welche namentlich städtische Angelegenheiten besprach. In meinem Pfarrhause war ein geräumiger Saal für den Konfirmandenunterricht; hier hielt ich wöchentliche Abendvorträge, welche zunächst mit Bibelauslegung ausgefüllt wurden. Aber es war die Zeit, wo die deutsch-katholischen Gemeinden entstanden; durch Absetzung oder Bestätigungsverweigerung freisinniger Prediger kamen auch in Königsberg, in Halle, in Halberstadt, in Nordhausen freie Gemeinden aus dem Protestantismus zu Stande, Berichte über diese Bewegung gehörten ebenfalls zur Ausfüllung unserer Abende. Bei dem Allen stand auf meiner Seite, was in der Stadt überhaupt Anspruch auf Bildung und Freisinnigkeit machte, der Magistrat, die Stadverordneten, Alle waren mir zugethan.

Vor dem Altar freilich fühlte ich mich unangenehm gebunden.

Da mußte ich die Formeln der Agende lesen, also auch die drei Artikel des alten christlichen Glaubensbekenntnisses. Ich erleichterte mir die Sache dadurch, daß ich anhub: „das alte Bekenntniß der christlichen Kirche lautet.“ Aber widerwärtig blieb es, daß ich dies Bekenntniß sprechen mußte; in meinem Munde wars ja doch keine Wahrheit. Bei der Taufe wußte ich mir leichter zu helfen. Ich umschrieb die alte Formel, indem ich vom ewigen Vater, von Jesus dem Heiland der Menschen, vom Geiste der die Menschheit fort und fort in der Wahrheit weiter leitet, redete und dafür forderte ich das Ja der Taufzeugen. Bei der Konfirmation macht' ichs eben so. So verging mir das Jahr 1846, im Ganzen unangefochten; es war ein gutes Jahr. Aber die Wolken zogen sich allmälig über meinem Haupte zusammen.

Einer Sommerreise des Jahres 1846 gedenke ich mit Vergnügen. Nämlich der deutsche Pastor Johannsen aus Kopenhagen, auch in der Bücherwelt nicht unbekannt, hatte mich in Magdeburg besucht, und ich besuchte ihn wieder, fand dabei in Kiel Gelegenheit zu einem öffentlichen Vortrage, machte auch einen kurzen Ausflug nach Schweden. Aber das hatte zur Folge, daß die Beschränkung meiner Freiheit, die in den letzten Wochen meines Aufenthalts in Pömmelte verfügt war, jetzt erneuert wurde; ich ward gewissermaßen unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Das Jahr 1847 begann damit, daß mir meine Abendversammlungen verboten wurden; Polizeibeamte waren vor meinem Hause aufgestellt, um den Leuten den Zutritt zu wehren. Bald folgten die Anmahnungen, mich der kirchlichen Ordnung zu fügen, d. h. genau nach der Agende zu taufen und zu konfirmiren. Ich berief mich auf das Recht meiner guten protestantischen Freiheit. In einer Osterpredigt hatte ich den Gedanken ausgesprochen, daß, wenn Jesus wirklich wieder lebendig aus dem Grabe gekommen sei, er nur scheintodt gewesen sein könne;

darüber wurde ich besonders zur Verantwortung gefordert. In dem Allen ging ich Hand in Hand mit den zwölf Männern meines Kirchenvorstandes; stets legte ich ihm meine Erwiderungen an das Konsistorium vor und sie standen mir treu zur Seite. Fromme und zugleich officielle Zeitungen hatten mich öffentlich angegriffen; mein Kirchencollegium veröffentlichte mannhafte Erwiderungen. Es war wohl Allen klar, daß es auf meine Absetzung abgesehen sei; da fanden sich eines Abends siebzig Frauen zusammen, rückten dem Konsistorialpräsidenten Göschel auf die Stube, gewiß zu dessen nicht geringem Schrecken, und forderten, daß er Magdeburg den Prediger lasse, bei dem es sich erbaue. Zwei und siebzig Elternpaare übergaben mir eine Schrift, worin sie mich ermahnten, fest zu stehen; sie alle wollten nicht, daß ihre Kinder auf das alte Bekenntniß konfirmirt würden. Ich selbst that einen Schritt, der viel belächelt worden ist, den ich aber heut noch ganz natürlich finde: ich schrieb an den König, es war am 16. April 1847. Ich war mir meines guten Rechts in der protestantischen Kirche bewußt, darum wollte ich auch nichts unterlassen, wodurch ein Ausscheiden aus der Kirche vermieden werden könne. Nämlich das sprach sich immer entschiedener aus, daß es zuletzt doch zum Austritt und zur Bildung einer freien Gemeinde kommen müsse und seit dem 30. März des laufenden Jahres war das sogenannte Religionspatent da, welches unter gewissen Formen den Austritt aus der Kirche möglich machte.

Also ich schrieb an den König und bat ihn, mich bei meinem guten protestantischen Recht gegen seine Behörden zu schützen. Ich berief mich darauf, daß der Staat selbst durch seine Universitätslehre mich auf den Weg des Rationalismus geführt habe: ich bat nur um Schonung und Geduld für meine Ueberzeugung, für die freiere Auffassung des Christenthums überhaupt.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; (der Briefwechsel ward auch in der Staatszeitung veröffentlicht) die Kirche habe ihre Ordnung, der müsse der Geistliche sich fügen. Die Schlußstelle des königlichen Briefes lautet: „Mein Patent vom 30. März d. J. hat Jedem, dem sein Gewissen verwehrt, seine Gemeinde im Bekenntniß der Kirche zu stärken, den Weg gezeigt, aus diesem Konflikt zu kommen, ohne in den andern erwähnten Gewissenswiderspruch zu verfallen. Dem Pfarrer Uhlich muß es daher überlassen bleiben, ob er diesen Weg erwählen, oder ob er, wie die Menge der rationalistischen Geistlichen, sich den Ordnungen der Kirche und den Forderungen des Amtes, nach welchem er sich nennt, friedsam und ohne agitatorisches Streben fügen will. In beiden Fällen wird er vor jeder Anfechtung vollkommen sicher sein.“ Vor jeder Anfechtung sicher — hat mir, da ich nun aus der Kirche geschieden war, diese königliche Verheißung etwas genützt? Nein. Es kamen Zeiten, wo jeder Polizeibeamte mich behandeln und das Wort verbieten konnte, wie es ihm gut dünkte.

So kam der Herbst heran. Mehrere Konsistorialmitglieder wurden beauftragt, einen Bekehrungsversuch an mir zu machen. So saß ich einst dem Generalsuperintendenten gegenüber, als er mir erklärte, es sei ihm Bedürfniß, sich zu der ernsten Aufgabe durch Gebet zu stärken, und so fing er denn zu meiner nicht geringen Verwunderung laut an zu beten. Sagte denn dem Mann sein Gefühl nicht, daß unter solchen Verhältnissen sein Gebet auf mich nur das Gegentheil von dem bewirken könne, was er beabsichtigte? (Denn wenn er damit nicht auf mich wirken wollte, so mochte er ja still beten!) Sein Gefühl hat ihm das offenbar nicht gesagt. Ein andermal wurde ich zum Konsistorialrath Sack geladen, einem hübschen alten Manne. Der setzte mich nicht wenig in Erstaunen, als er unter Anderem sagte: er würde an Jesus keinen Heiland haben, wenn derselbe

nicht von einer Jungfrau geboren wäre. Solche Dinge konnten mich freilich nicht bekehren. Vom Konsistorium erschien nun eine Anklageschrift, worin mir aus meinen Reden und Schriften nicht weniger als sieben und siebzig Abweichungen vom wahren Glauben vorgerückt wurden. Kurz ich war reif zur Absetzung. Mit Vergnügen erinnere ich mich einer Stunde, wo ich zur Vernehmung vor das Konsistorium geladen war. Der Vernehmende war der Konsistorialassessor Wagner, später unter dem Namen: Kreuzzeitungswagner bekannt." Viel Papier und frische Federn, auch meine Schriften, die ich in der letzten Zeit herausgegeben, lagen vor ihm auf dem grünen Tische. Ich äußerte, was wir mit einander zu thun hätten, würde bald abgemacht sein; ach nein, erwiderte er, wir haben lange miteinander zu thun. Da sagte ich: Zu Allem, was ich in den unter meinem Namen erschienenen Schriften habe drucken lassen, zu Allem, was ich in meinen Predigten gesagt habe, wenn es mir als thatsächlich gesagt nachgewiesen wird, bekenne ich mich und nehme nicht ein Wort zurück; bitte, protokolliren Sie das, und damit waren wir dann allerdings recht bald fertig.

Also die Entscheidung war vor der Thür. Mein Kirchenvorstand lud mich in seine Mitte ein und fragte mich: welchen gesetzlichen Schritt können wir nun noch thun, um beisammen zu bleiben. Ich erwiederte: meine Herren, einen gesetzlichen Schritt kann ich Ihnen nicht nennen, aber ich darf erinnern, daß Ihre Vorfahren in Magdeburg, als sie die Reformation einführten, das auch nicht auf gesetzlichem Wege thaten. Lieber Uhlich, sagte der unter den zwölf Männern, der mir persönlich am nächsten stand: wir sind keine Reformatoren. Der Magistrat lud mich ebenfalls in seine Mitte; was sich wohl etwa noch thun lasse, wurde hin und her erwogen; endlich fragte man mich, was ich zu thun gedenke. Meine Herren, erwiderte ich, für meine

Ueberzeugung stehe ich ein und werde nicht nachgeben; aber schon bereitet sich in der Bürgerschaft eine freie Gemeinde vor, und wenn die zu Stande kommt und mich haben will, dann diene ich ihr. Nur das nicht! nur keine freie Gemeinde! war die Antwort. Dasselbe Ergebniß hatten zwei Besprechungen im Sommer gehabt, zu denen mir befreundete Theologen einmal in Jena, ein andermal in Berlin die Hand boten; nur nicht aus der Kirche scheiden! nur keine freie Gemeinde! das war der Bescheid. In gleicher Weise hatte auch Dülon ermahnt, reformirter Prediger in Magdeburg, bald darauf nach Bremen berufen, von wo aus er kräftig in die damalige Bewegung eingriff; in der Kirche, nicht außer ihr, müsse die Freiheit erkämpft werden. Ich selbst war auf Alles gefaßt, das Eine stand fest: mundtodt machen lässest du dich nicht, sofern in geeigneter Weise dir die Gelegenheit geboten wird, für freie Religion weiter zu wirken.

Michaelis war gekommen, viele Schriften waren von beiden Seiten gewechselt, die dann immer auch im Druck erschienen. In Darmstadt war Jahresversammlung der Gustav-Adolph-Vereine; ich war einer der Beauftragten der Provinz Sachsen, und erbat und erhielt den Urlaub des Konsistoriums zu dieser Reise. Auch dort wurde auf Anlaß meiner Anwesenheit über Bleiben oder Ausscheiden, viel hin und her gesprochen. Ich kam zurück; siehe, da war während meiner Abwesenheit meine Enthebung vom Pfarramte ausgesprochen. Magdeburg bereitete mir einen königlichen Empfang, aber die Katharinenkanzel war mir verschlossen. Jetzt trat ich mit mehreren meiner Mitbürger zuzusammen, um für die Gemeinde, die sich nun bilden wollte, Grundzüge der Lehre und Form zu entwerfen. Wir waren nicht der Meinung, uns so, wie nun schon einige freie Gemeinden gethan, auf den Boden des freien Gedankens zu stellen; die christliche Grundlage sollte beibehalten, auch der Rücktritt in eine freier

gestaltete evangelische Kirche sollte offen gehalten werden. Dann hielten etwa hundert Mitbürger Abendversammlungen und ich hatte ihnen unser neues Statut auseinanderzusetzen, und als der November gekommen war, da thaten ihre Einhundertsechzehn den entscheidenden Schritt: sie erklärten gerichtlich ihren Austritt aus der Landeskirche. Nach dem erwähnten Religionspatent mußten vier Wochen vergehen, ehe dieser Schritt rechtskräftig wurde; die vergingen, man konstituirte sich nun als christliche Gemeinde, wählte den Vorstand, dieser wählte mich, der ich unter dessen auch meinen Austritt bewerkstelligt hatte; damit war dann auch alle Untersuchung Seitens des Kirchenregiments beendigt, denn ich gehörte nun nicht mehr zur Kirche. Noch einmal ward ein Versuch gemacht, für Magdeburg eine freie Bewegung innerhalb der Kirche zu erlangen. Der König kam von der Jagd in Letzlingen (in der Altmark) zurück und speiste und übernachtete in Magdeburg; eine Deputation vom Magistrat Stadtverordneten und Kirchenvorstehern trug ihm den Wunsch vor, er möge neben den Satzungen der Kirche eine freiere Bewegung zulassen. Er fertigte sie sehr kurz ab: „Die Kirche hat ihre gesetzliche Form und dabei bleibts!“ Also nun freie Gemeinde. Es schien, als wolle ganz Magdeburg zu einer solchen zusammentreten. Zwei Freunde, welche die Zeit dazu hatten, nahmen die vorläufigen Meldungen dazu an; sie thaten das täglich in einer Stube, die uns im alten Wagengebäude dazu eingeräumt war. Das Gericht bewilligte wöchentlich zwei Vormittage, um die Austrittsmeldungen entgegenzunehmen, ein Rathhaussaal wurde dazu eingeräumt. Da saß der Gerichtsrath und sein Aktuarius, weiterhin am grünen Tische zwei von den Aeltesten der Gemeinde, so konnte der gerichtliche Austritt und die Einzeichnung in unsere Liste zugleich bewerkstelligt werden, das Letztere gemäß dem Religionspatent durch die, welche ihre Austritts-

erklärung zum zweiten Male abgaben. So bestand die neue Gemeinde bald aus Tausenden. Wie Manche sagten damals: ich komme auch, Familienverhältnisse binden mich noch, laßt mir nur noch einige Zeit. Bei Allem, was auf Freisinnigkeit Anspruch machte, verstand es sich in Magdeburg gewissermaßen von selbst, daß man der freien Gemeinde nicht fern bleibe.

Hier, ehe die Erzählung weiter schreitet, ist wohl der geeignete Ort, aus der Veröffentlichung, mit der die neue Gemeinde ins Dasein trat, die Hauptpunkte abzudrucken, sie bezeichnen den Standpunkt, bis zu welchem sich damals mein religiöses Denken entwickelt hatte.

1. „Wir können uns mit den Maßregeln des gegenwärtigen Kirchenregiments nicht mehr einverstanden erklären, und scheiden darum aus der Staatskirche unseres Landes aus. 2. Wir bleiben, was wir sind und waren: evangelische Christen.“ Dieser Abschnitt schließt mit den Worten: „Auch in unserem Lande schließen wir uns wieder der Kirchenbehörde an, wenn sie zur evangelischen Freiheit zurückkehrt. 3. Wir erkennen wie bisher die Bibel für die Urkunde des Christenthums. 4. Unser Bekenntniß lautet: Ich glaube an Gott und an sein ewiges Reich, wie es Jesus Christus in die Welt eingeführt hat.

5. Unsere Gottesverehrung bleibt bei Freiheit und Mannigfaltigkeit der Form, die bisherige. 6. Unsere Verfassung ruht auf den evangelischen Grundsätzen der Freiheit und der Liebe.“ Dann folgte ein einfaches Statut.

7.

Mit dem Schluß des Jahres 1847 hatte also Magdeburg seine f r e i e G e m e i n d e. Sie stand auf gesetzlichem Boden, aber nun war auch eine Kirche zu gewinnen, wo wir unsere Erbauung haben konnten, es war auch dafür zu sorgen, daß

unsere vielen Konfirmanden ihren Unterricht erhielten. Mir selbst gestattete die Katharinengemeinde einstweilen noch die Wohnung im Pfarrhause. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Wahl meines Nachfolgers, zu der ja nun geschritten werden mußte, einen Mann traf, Sachse von Aschersleben, der die religiöse Aufgabe viel radikaler faßte, als es überhaupt in meiner Natur lag.

Eine der Magdeburger Gemeinden — es war die wallonisch-reformirte — überließ uns ihre Kirche zum Mitgebrauch. Die Reise einiger Aeltesten nach Berlin verhalf zum Recht der Ertheilung des Konfirmandenunterrichts, die Zutritte zur Gemeinde hatten ihren Fortgang — da kam die französische Februarrevolution und durchzuckte ganz Europa, da brach in Wien die Revolution aus, da hatte Berlin seinen 18. und 19. März. War denn nun nicht auf einmal erreicht, was man seit Jahren mit den religiösen und politischen Bestrebungen gewollt hatte? Es war eine wunderbare Zeit, man war wie berauscht. Die kirchlichen und politischen Männer, die sich bisher jedem Fortschritt entgegen gestellt hatten, sie waren wie weggeblasen. Nun überall Versammlungen, wie 1845, das Verbot derselben war vergessen. Nach manchem Ort in Dorf und Stadt wurde ich berufen; es galt den Leuten die neue Ordnung der Dinge klar zu machen, und Adel und Beamtenthum dankten mirs, wenn ich kam, denn als meine Aufgabe betrachtete ich, mit Besonnenheit die Menschen in die neue Ordnung der Dinge hinüberzuleiten. Einmal habe ich auf Wunsch der Katharinengemeinde auch wieder auf meiner alten Kanzel gepredigt. Der freien Gemeinde aber räumte nun auch die Johannisgemeinde den Mitgebrauch ihrer Kirche ein. Die Konfirmation unserer Kinder am Palmsonntage fand in der Katharinenkirche Statt. In der Pfingstwoche 1848 hatten wir auch wieder in Köthen große Versammlung. Wir waren unser wieder Tausende und

unweigerlich ward uns die große Kirche am Marktplatz in Köthen eingeräumt. Doch schien dies einem kleinern Theile, meistens Theologen, nicht passend, sie zogen sich in den Saal eines Gasthofs zurück. In der Kirche ward mir der Vorsitz übertragen, Senior Krause von Breslau war Stellvertreter, und wir brachten eine Art Kirchenverfassung zu Stande, die dann von einer Wiener Synode fast ganz angenommen wurde. Damals meinte man eben Alles durchsetzen zu können, was vernünftig war. Wie wenig davon ist bis heut, ein Vierteljahrhundert später, durchgesetzt! Jene Abgesendeten übrigens waren nicht über die ersten Paragraphen unsres Programms hinübergekommen. Nun war zur Nationalversammlung zu wählen. Traute ich mir nicht zu viel zu, wenn ich zum Theil durch Zureden bestimmt, auch als Wahlbewerber auftrat? Ich war der Meinung, daß mein mehrjähriges Wirken in großen öffentlichen Versammlungen mir mehr Vorübung verschafft hatte, als die Meisten haben konnten; gabs doch bis dahin noch so wenig öffentliches Leben. Was mich aber besonders bestimmte, das war der Gedanke, daß meine vermittelnde Natur, die jedem gerecht zu werden strebte, in der wichtigen Versammlung wohl Gutes schaffen könne. Und dann, war nicht in Berlin Gelegenheit für das, was die Hauptaufgabe meines Lebens blieb, für freie Religion im Großen zu wirken? Nun wars allerdings nicht Magdeburg, wo ich Aussicht hatte, gewählt zu werden, wohl aber der nordwestlich davon gelegene Kreis Neuhaldensleben, dort trat ich als Wahlbewerber auf und wurde gewählt. Der freien Gemeinde brauchte ich dabei meine Thätigkeit nicht zu entziehen; jeden Sonnabend Abend brachte mich die Eisenbahn rasch von Berlin nach Magdeburg, Montag Morgens war ich wieder in Berlin. So sah sich denn der einfache Mensch, dessen Wunsch und Hoffnung Jahre lang nicht über die Grenze der

Dorfpfarre hinausgeflogen war, auf eine Weltbühne hinausgestellt. Es ist nachher mehrfach gesagt worden: Auf diese politischen Aufgaben hätte sich Uhlich nicht einlassen sollen. Auch heut, ein Vierteljahrhundert später, gereuts mich nicht, daß ich es gethan habe, und ich möchte diese Monate von 1848 nicht aus meiner Lebensschule missen. Wenn aber mit jener Rede gesagt sein sollte, daß ich damit der freien Gemeinde Schaden gethan hätte, so bin ich überzeugt, daß diejenigen, die schon nach Jahresfrist von der Gemeinde zurück traten, ihr doch nicht treu geblieben wären, gleichviel ob ich Mitglied der Nationalversammlung wurde oder nicht.

In Berlin wurde mirs sehr gut geboten. Eine reiche Witwe, Geheimeräthin, entfernt mir verwandt, bot mir die Benutzung ihrer prächtigen Wohnung am Brandenburger Thore an. Ich suchte und fand die Bekanntschaft einiger hervorragender Mitglieder und hörte sie gern ihre freisinnigen Ansichten entwickeln. Das merkte ich bald, daß ich in dieser Versammlung viel lernen könne. Auch dessen wurde ich bald inne, daß meine Leistungen im öffentlichen Leben, meine Kunst in Leitung von öffentlichen Versammlungen, mein parlamentarisches Geschick, nur darum in Magdeburg und Umgegend eine gewisse Anerkennung gefunden hatten, weil die Sache noch neu war. Hier sah ich mich in der Mitte von tüchtigen Männern, die mehr leisteten. Mein Wahlkreis überfluthete mich mit Petitionen: ich bekam dadurch einen Einblick in die manigfaltigsten Lebensverhältnisse. Aber war es denn wirklich wahr, daß wir in Berlin waren, mit dem vollen Beruf und Recht, Alles nach freisinnigen Gedanken neu zu gestalten? Ich habe mich einige Male in einen Finger gebissen, um mich zu überzeugen, daß ich ncht träume. War doch Alles anders geworden! Ich führe z. B. das Eine an, daß in der Kommission, welche die vielen auf Religion und

Kirche bezüglichen Eingaben zu prüfen hatte, außer mir noch drei freigemeindliche Prediger saßen, Baltzer aus Nordhausen und zwei Schlesier. Nach einigen Wochen schied sich die Versammlung in Fraktionen. Nach meiner Richtung gehörte ich zur Linken; aber die Herbigkeit und Schärfe, die ich dort fand, und die nach meiner Ueberzeugung dem Gegner nicht Gerechtigkeit angedeihen ließ, stieß mich zurück, und so schloß ich mich dem linken Zentrum an, und habe da mit manchem wackern Manne Freundschaft geschlossen, z. B. mit Schulze-Delitsch.

Einmal war ich der Veranlasser eines sehr verschieden beurtheilten Beschlusses. Es waren Abstimmungen vorgekommen, welche dem Berliner Volke mißfielen; es erlaubte sich, als wir auseinandergingen, Unarten gegen Mehrere, trieb z. B. einigen den Hut an. Das hatte zur Folge, daß am andern Morgen ein Bataillon Bürgerwehr unser Versammlungshaus — es war die Singakademie hinter dem Kastanienwäldchen — bewachte. Nein, riefs in mir, daß darf nicht sein, daß die Männer, welche dem Volke die gesetzliche Freiheit schaffen sollen, sich gegen das Volk durch Bewaffnete schützen lassen! Ich begehrte und erhielt sofort das Wort und stellte den Antrag: daß die Nationalversammlung sich unter den Schutz des gesammten Publikums stelle. Der Antrag ward angenommen, die Bürgerwehr ward zurückgezogen. Das ist mir freilich vielfach ausgelegt worden, als buhle ich um die Gunst des Pöbels. Einmal, aber nur auf wenige Tage, ward einer aus unsrer Partei, Rodbertus Kultusminister; er trat aber schon nach wenigen Tagen zurück. Sein Vorgänger hatte einige hemmende Maßregeln gegen die Lehrerversammlungen genommen, die eben so, wie Alles, nach vollkommen freier Bewegung strebten; er erklärte uns, er könne seinen Ministerposten nicht damit antreten, daß er diese Maßregeln sofort zurücknehme. Das wurde aber in der National-

versammlung begehrt und nun war es an uns, an der Partei, diese seine Auffassung zu vertheidigen, und das zu thun, dazu ward ich ausersehen. Ich ging mit widerstrebendem Herzen daran, denn nach meiner Ueberzeugung hatten die Lehrer Recht. Ich hielt denn auch meine Rede nicht, ohne daß ich von einem scharfen Schlesier hart genug wegen meiner Halbheit zurecht gewiesen wurde. Sonntags, wie schon gesagt, sprach ich in Magdeburg vor der Gemeinde, mehrmals zugleich am Nachmittage vor großen öffentlichen Versammlungen in meinem Wahlkreise. Ich erachtete es für meine Pflicht, meinen Wählern vom Gange der Dinge Bericht zu geben. Auf einen Sommermonat reiste meine gütige Wirthin ins Bad und überließ mir ihre ganze schöne Wohnung zu freier Verfügung; da verfehlte ich denn auch nicht, zuweilen einen engen Kreis von Abgeordneten zur Besprechung eines besondern Gegenstandes zu mir zu laden; es war ein behagliches Leben. So werde ich einen Sommertag nicht vergessen, wo wir unser Mehrere, die einander besonders nahe standen, einen Ausflug nach den schönen Seen bei Potsdam machten; jeder brachte die Würze des Geistes zur heitern Unterhaltung mit. Doch fehlte auch die persönliche Störung nicht. Die Gicht, die schon seit den dreißiger Jahren in meinem Körper steckte, meldete sich auch in Berlin und fesselte mich mehrere Wochen an die Stäbe; als ich zum ersten Male wieder an der Nationalversammlung Theil nehmen konnte, da war es die Sitzung, wo wir die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen.

So ging der Sommer hin und leise, allmählig gaben sich Zeichen kund, daß wir doch wohl mit unsern Berathungen und Beschlüssen die alte Ordnung im Sinne der Freiheit nicht würden umgestalten können. Wann wäre das irgend einmal irgend einem Volke nach einer raschen Revolution und dann einer berathenden Versammlung für die Dauer gelungen? Heut', wo ich dies

niederschreibe, im Jahre 1872, weiß ich, wie viel Arbeit es seitdem gekostet hat und wie viel es noch kosten wird, um unsern Staat langsam dem Urbilde des wirklichen Rechtsstaates entgegenzuführen. Das Volk ward ungeduldig. Die Versammlung war aus der Singakademie in das Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkt übergesiedelt; mehr als einmal wurden uns Schmähungen entgegengerufen, wenn wir auseinandergingen; ja es kam vor, daß man uns Stricke zeigte, an denen man uns aufhängen wollte. Das ist das Volk, rief mir mancher Kollege zu, unter dessen Obhut du uns gestellt hast! Mit Fug und Recht durft' ich wohl erwidern: Wollt ihr nicht Geduld mit dem Volke haben? Die Freiheit ist ihm noch etwas so Neues: die bisherigen Formen des öffentlichen Lebens haben uns Jahrhunderte Zeit gelassen, uns an sie zu gewöhnen. Aber an mehr als einem Freunde mußt' ich erleben, daß sie sich durch die Unarten der Freiheit von der Freiheit selbst abwendig machen ließen, auch an solchen, die einst mit mir die großen köthnischen Versammlungen leiteten und nun Volksvertreter waren. Am meisten nahe ging mir das bei Fischer, der im sächsischen Landtage saß, der auch nachher, da er sah, daß alles verloren war, am gebrochnen Herzen starb.

Der Herbst war gekommen. Noch gab es Vertrauensselige unter uns, die da sagten: ich sehe keine Reaktion! aber sie war nicht bloß da, sie fühlte sich mit jedem Tage erstarken. In Oesterreich schlug die neue Freiheit in ihr Gegentheil um; Robert Blum ward in der Brigittenau erschossen. Wir bekamen ein neues Ministerium: Graf Brandenburg, Manteuffel. Man wollte uns nach Brandenburg verweisen; die Mehrheit weigerte sich. Nun ward unser Versammlungslocal von Regimentern umstellt; nun suchten und fanden wir in Berlin bald da bald dort einen Saal, wo wir tagten; endlich, im November, kam der

Abend, wo uns preußische Garden auseinandersprengten, doch nicht, ohne daß wir vorher den Beschluß gefaßt hatten: das Volk habe diesem Ministerium die Steuern zu verweigern. Wir hatten gut beschliessen; so weit war das Volk noch nicht, daß es seine Aufgabe begriffen hätte. Unsre Thätigkeit war zu Ende; wir gingen nach Haus. Aber so tief waren die neuen Gedanken und Bestrebungen doch schon in alle Gemüther, auch in die abgeneigten, gedrungen, daß man allgemein der Zuversicht war, die Arbeit der Freiheit müsse bald wieder aufgenommen werden. Auch die Reaktion wagte noch nicht, täppisch einzugreifen. Im Jahre 1849 feierten Tausende die Wiederkehr des Revolutionstages, des 18. März. Dann wurden wieder Abgeordnete gewählt, es gab nun eine erste und eine zweite Kammer. Meinem Wahlkreise konnte ich aus voller Ueberzeugung sagen, daß ich eine Wahl nicht wieder annehme. Das Gebiet der religiösen Freiheit war meine zugewiesne Wirkungsstätte; ich mochte mich nicht wieder theilen, Die neue zweite Kammer wurde aufgelöst und nach Haus geschickt. Ich aber wurde nach vielen Orten zu Vorträgen über die politische Lage aufgefordert und folgte solchen Einladungen gern. Hemmende Gesetze standen noch nicht entgegen. Dann kam ein neues sehr beschränkendes Wahlgesetz; es schien uns männlich, nicht zu wählen, denn damit gaben wir unser gutes volles Recht auf. Hinterher erkannten wir freilich die Folgen; man wählte ohne uns, und so entstanden jene sogenannten Landrathskammern und schufen Gesetze, mit denen sich zum Theil heut noch das Land mühsam schleppen muß. Dann kam das Jahr 1850, immer festern Boden fühlte die Reaktion unter den Füßen, und durch jenes Vereinsgesetz, das heut noch gilt, war alles öffentliche Leben unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Nun aber die freie Gemeinde in Magdeburg — sie hatte

im Jahr 1849 Seltsames durchzumachen. Im Jahr 48 war die Meinung: wir haben nun die Freiheit, wir haben sie in der allgemeinen Kirche, es ist nicht mehr nothwendig, um der Freiheit willen sich abzusondern. Hatten wir doch auch bei unserm Entstehen erklärt: wir schließen uns wieder der Allgemeinheit an, wenn die Freiheit zu ihrem Recht gekommen ist. Als ich nun wieder in Magdeburg war, da gestaltete sich dieser Gedanke folgendermaßen: Uhlich wird wieder Prediger der Katharinengemeinde, mag die freie Gemeinde einstweilen als abgesonderte Gemeinschaft fortbestehen; es wird sich thun lassen, daß sie in der Katharinenkirche auch ihre Erbauung hält; aber die Unterschiede, die da trennen, sind unbedeutend; zunächst ist dafür zu sorgen, daß Uhlich wieder von der Katharinengemeinde gewählt wird. Das ist wirklich Wochen lang vom Kirchenkollegium und dem Magistrat verhandelt worden, bis endlich das Konsistorium darauf aufmerksam machte, daß ich ja aus der Kirche geschieden sei, also nur gewählt werden könne, wenn ich wieder einträte. Da nun davon meinerseits nicht die Rede sein konnte, so war die Angelegenheit damit erledigt; die freie Gemeinde blieb für sich, ich blieb ihr Prediger, und war sehr wohl damit zufrieden. Es war nun auch Zeit, daß ich die immer noch inne gehabte Katharinenpfarre verließ; das geschah Michaelis 1849 und zugleich begann ich die Herausgabe meines Sonntagsblattes, das heut noch besteht und seine Leser in ganz Deutschland hat. Bald darauf ließ sich eine treffliche Wohnung beziehen, die neben großen Räumlichkeiten zugleich hatte, was in Magdeburg so selten ist, einen Garten. Meine jüngern Kinder waren unterdessen schulpflichtig geworden; ich fand einen geeigneten Hauslehrer, ich nahm dazu einige Kostgänger ins Haus, welche eine der höhren Schulen besuchten; so hatte ich einen mit 17 Personen besetzten Mittagstisch und es war viel Leben in meiner Familie.

Eins habe ich nachzutragen. Im Anfang des Jahres 1848 ward in der Stadtverordnetenversammlung der Antrag gestellt, mich zu Magdeburgs Ehrenbürger zu ernennen, und dieser Antrag war der Mehrheit sicher, war aber für den Magistrat offenbar eine Verlegenheit. Denn in den Regierungskreisen war ich eine unangenehme Persönlichkeit. Ich erklärte darum dem Stadtverordnetenvorsteher, daß ich die Ehre ablehne. Bald darauf kam der 18. März, und nun freilich ward ich ohne Weitres zum Ehrenbürger erklärt. Das macht seltsamer Weise den Feldmarschall Moltke zu meinem Kollegen, den Magdeburg im vorigen Jahre (1871) zum Ehrenbürger ernannte; außer uns beiden hat es weiter keinen solchen.

8.

Mit dem Anfang des Jahres 1850 regte sich rings um Magdeburg her der Trieb, zur freien Gemeinde zusammen zu treten. Wir in Magdeburg hatten die förmliche staatliche Anerkennung als geduldete Religionsgesellschaft; es war also wohl ganz in der Ordnung, daß sich diese neuen Gemeinden auf unser Statut stellten, denn diese Anerkennung war nicht einigen Personen in Magdeburg verliehen, sondern der Sache die uns vereinigte. Einer unsrer Aeltesten reiste nach dem Nachbarort, ich begleitete ihn, die Menschen waren schon versammelt, ich hielt Vortrag, unser Aeltester legte ihnen das Statut vor, die Entschlossnen unterschrieben; so war eine neue Gemeinde konstituirt. Die Unterzeichnenden hatten entweder schon vorher ihren gerichtlichen Austritt aus der Kirche bewirkt, oder sie thaten das gleich nachher. So geschah es in Schönebeck, in Calbe, in Burg, im Dorfe Gutenswegen, in Egeln, dann jenseit der Anhaltischen Lande in Zörbig, Delitsch, Naumburg und noch an mehreren Orten. Da gab es also viel

zu thun, und das veranlaßte die Magdeburger Gemeinde, sich nach einem zweiten Prediger umzusehn. Die Wahl fiel einstimmig auf Sachse; meinen Nachfolger an der Katharinenkirche; er nahm an. Aber nun zeigte sich auch, daß man Seitens der Regierung entschlossen war, uns nicht aufkommen zu lassen. Die Unterzeichnung unter das Magdeburger Stutut sollte keineswegs die staatliche Anerkennung nach sich ziehen, die wir seit 1848 besaßen. Daß Sachse und ich in den auswärtigen Gemeinden Taufen vollzogen, das sollte Anmaßung eines fremden Amtes sein. Da sind wir oft angeklagt und verurtheilt worden; besonders hoch stiegen die Strafgelder im Bezirk des Naumburger Appellationsgerichts, denn das steigerte die Strafe jedesmal, während man im Magdeburger Bezirk so billig war, bei einem mäßigen Strafmaße stehen zu bleiben. Eine Folge war, daß die Nachbargemeinden beschlossen, gar nicht mehr taufen zu lassen, und so ist da mancher stattliche Mensch ungetauft herangewachsen. Und in der Kammer hieß es mehr als einmal am Ministertische: diese freien Gemeinden sind ja doch nichts andres, als verkappte politische Vereine; sie müssen vertilgt werden. Das Wahre an dieser Beschuldigung war nichts weiter, als daß sich allerdings der Drang der Freiheit, da ihm das politische Gebiet versperrt war, nun mehr auf das religiöse wandte. Aber wir haben in unsern Versammlungen nie Politik getrieben; das blieb stets den Einzelnen überlassen.

Wir hatten noch den Mitgebrauch der wallonisch reformirten Kirche; später schien es uns passender, die deutsch-katholische Kirche zu benutzen, die uns von dieser Gemeinde angeboten wurde; aber von selbst drängte sich uns der Gedanke auf, uns ein eignes Versammlungshaus zu schaffen. Es gelang uns, für angemessnen Preis zwei Bürgerhäuser zu erwerben, deren ansehnliche Hofräume an einander stießen. Im Jahre 1851

ward gebaut; an Unterstützung von fern und nahe fehlte es uns nicht. 1852 bezogen wir unser Haus — Gemeindehaus nannten wirs — es war uns gelungen. Es war groß genug, um bei gedranger Benutzung ein Paar Tausend Menschen zu fassen; es hielt die Mitte zwischen Kirche und Versammlungssaal, und eben so wie die Stimme des Redners überall gut vernehmlich war, so konnten auch bei Gemeindeversammlungen die das Wort Nehmenden sich leicht verständlich machen. An der einen Seite war eine Vorhalle angebracht für Aeltestensitzung und Kinderunterricht. Mit der Eröffnung unsres Hauses ließen wir die letzten Formen fallen, die wir noch aus der Kirche mit uns herübergenommen hatten, z. B. eine besondre Predigerkleidung; und was diese betrifft, so muß ich einen bezeichnenden menschlichen Zug erzählen. In den Gemeindeversammlungen waren es besonders Frauen, die für Beibehaltung des sogenannten Chorrocks stimmten, namentlich ein thätiges Mitglied unsres Frauenvereins. Die Gemeinde vereinigte sich endlich in dem Beschluß, bei Beziehung des neuen Hauses sollten alle diese alten Formen fallen. Wir hatten die erste Erbauung in unsrem Hause; nach meinem Vortrage ward jene Frau von einer Nachbarin gefragt: Wie hat dir Uhlich gefallen? — Ach, sehr gut! — Aber er hat ja nicht Chorrock, nicht Bäffchen! — Ach, das hab' ich garnicht gesehen! — Aber das Alles, unser ganzes Gemeindeleben sollte ja nicht sein. Der Zorn des Allerhöchsten ruhte ja auf uns. Mehr als einmal fragte der König, wenn er auf der Eisenbahn Magdeburg berührte und auf dem Perron verweilte, den Oberbürgermeister Francke, indem er mit dem Fuße aufstampfte: Sind immer noch diese vielen Heiden in Magdeburg?

Wir ließen uns nicht irren. Nach der Gunst der Fürsten hatten wir von Anfang nicht gefragt. Unsrem Gewissen waren wir gefolgt, das hatte gesprochen: Du sollst nicht bekennen, was

du nicht glaubst! Konnte uns die Verfolgung etwa glaubhafter machen, was unglaubhaft war? Und wir hatten ein ziemlich reges Gemeindeleben. Wir hatten unsre Sonntagserbauung, unsre Gemeindeversammlungen, unsre Jugendabende, in denen Vorträge gehalten und Fragen beantwortet wurden. Sachse war es besonders, der uns geistig rege erhielt. Er hatte sich völlig losgemacht von der alten Weltanschauung. Der persönliche Gott, die Fortdauer der Seele war ihm entschwunden. Und was er in der Seele trug, das sprach er auch aus. Er hat mir damit manchmal das Herz beklemmt. So einmal an einem Osterfeste, wo er, und zwar mit manchem scharfen Ausdruck, darthat, es könne kein selbstbewußtes Fortleben geben. Ich selbst, ich stand ja noch auf jenem rationalistischen Standpunkt, wo die drei: Gott, Tugend, Unsterblichkeit als Kern der Religion bezeichnet werden. Da blieben denn in den Gemeindeversammlungen offene Auseinandersetzungen zwischen uns nicht aus. Aber es war gewiß ein gutes Zeugniß für die Gemeinde, daß sie sich dadurch nicht etwa spalten ließ. Vielmehr sagte sie: so ists recht und so geziemts einer freien Gemeinde; was Uhlich und was Sachse vertritt, das sind zwei Richtungen, welche beide in der Zeit vorhanden sind; so müssen sie auch unter uns ihre Vertretung finden. Und was die Sonntagsvorträge betrifft, so erbaut sich ein Theil von uns lieber bei Sachse, ein andrer lieber bei Uhlich. Wir selbst, persönlich, lebten in Frieden. Hatte Sachse wieder einmal zu radikal gesprochen, nach meiner Meinung, und ich machte ihm Vorstellungen, so sagte er wohl, ich bin auf den Boden der Freiheit getreten, um frei der Wahrheit zu dienen.

Wir hielten es für unsre Pflicht, außer dem Konfirmandenunterricht allen unsren Kindern Religionsunterricht zu bieten; nur ein Paar Wochen konnten wir das durchführen, dann ward

es verboten. Man griff uns an, weil wir nicht mehr dieselben seien, die wir gewesen, als wir 1848 die staatliche Anerkennung als geduldete Religionsgesellschaft erhalten hatten; wir konnten es nicht leugnen; was wir damals erklärt, das war nicht mehr der Inhalt unserer Religion. Jene Anerkennung ward uns abgesprochen. Seitens des Listenwesens ward uns Manches aufgelegt, was wir kaum erfüllen konnten; wir weigerten uns und ließen es darüber ein Paar Mal zur Auflösung unsrer Versammlung kommen. Das Recht, Grabreden zu halten, ward uns entzogen, nicht etwa durch einen Richterspruch; die Polizei verbot es uns ohne Weiteres. Sachse und ich, waren vorgeladen, um mit dem Verbot bekannt gemacht zu werden. Als Sachse dabei sagte: ich begreife nicht — so wurde er angeherrscht: Sie haben nicht zu begreifen, Sie haben zu gehorchen! Ach, man hat doch manches Widerwärtige erlebt!

Nun kam die Zeit, wo uns die Vorträge außerhalb Magdeburg ganz gewehrt wurden. Wir, Sachse oder ich, kamen mit der Eisenbahn an; ein Gensdarm empfing uns auf dem Bahnhofe, deutete uns an, daß er Befehl habe, uns nicht in die Stadt zu lassen, sondern dafür zu sorgen, daß wir mit dem nächsten Zuge wieder zurückführen, und so geschah es. Es war eben von oben her der entschiedne Wille, wir sollten nicht mehr sein. Noch bestand die Magdeburger Gemeinde stark. Aber am Ende des Jahres 1854 erfolgten hintereinander die Auflösungen von drei unsrer Versammlungen und dann ward die Gemeinde durch richterlichen Befehl geschlossen. Wir wurden unter Anklage gestellt, trotzdem, daß wir Politik trieben, dennoch Frauen und Kinder zu unsren Versammlungen zugelassen und mit andern ähnlichen Vereinen in Verbindung gestanden zu haben. Man berief sich dabei auf das Vereinsgesetz; ach es war doch eine schlechte Zeit in Preußen, wo es möglich geworden war,

das Gesetz als eine Schlinge zu mißbrauchen; die man einem Jagdthiere um den Fuß wirft.

Die Gemeinde war nun schon um Vieles kleiner geworden. Bei jenen Scherereien um das Listenwesen wurden Hunderte von Gemeindegliedern vor die Polizei geladen, um zu erklären, ob sie zur freien Gemeinde gehörten oder nicht. Man kann denken, daß das Manchem der willkommene Anlaß war, um sich von uns loszusagen, denn zur freien Gemeinde zu gehören, war ja eine schlechte Empfehlung, und nicht bloß bei der Behörde, sondern bei Allen, die mit dem Strome schwimmen. Was hatte denn bei unsrem Entstehen so Viele zu uns geführt? Es war Mode in Magdeburg gewesen; Einer rief dem Andern auf der Straße zu: Nicht wahr, Du bist auch dabei? und die Antwort war: Ja wohl, das versteht sich! und nun ging man hin, sagte sich von der Kirche los, schrieb sich in unsre Liste ein. Was sollte denn hindern? Was die Kirche lehrte, glaubte man ja längst nicht mehr; die Religion war den Meisten eine Form, nichts weiter; hier konnte man die angemessene Form haben, also griff man zu. Das war freilich nicht die Gemüthsrichtung, die da bereit ist, für hohe Dinge Schweres auf sich zu nehmen. Nun kam das Schwere, es kam eine widerwärtige Schererei über die andre. Nein, das hatte man nicht gemeint, als man sich in unsre Liste einschrieb. Also war man ganz zufrieden, daß man auf leichte Weise von uns loskommen konnte. Wer darf einem von diesen Allen einen Vorwurf daraus machen?

Ehe ich weiter erzähle, muß ich von einer Reise berichten. Es war im Sommer 1851, da zog ich gen Süden. Nach der Schweiz hatte schon den Knaben sein Herz gezogen; die Einnahme meiner Stellung in der freien Gemeinde war damals noch ansehnlich genug, um für eine solche Reise etwas übrig zu lassen, und ich hatte schon hier und da meine guten Bekannten. Rheinauf-

wärts ging ich nach der Schweiz und ergötzte mich an der Herrlichkeit, Großartigkeit und Lieblichkeit, welche die Natur da entfaltet, durch Schwaben und Bayern reiste ich zurück. Die freie Gemeinde in Ulm ward besucht mit ihrem wackern Prediger Albrecht, dann die freie Gemeinde in Nürnberg. Sie war damals an Zahl und frischem Leben der Magdeburger Gemeinde ähnlich. Sie hatte zum Prediger den Ruff, die Nachbargemeinde in Fürth den Dumhoff; beide waren katholische Priester gewesen. Mit Ruff brachte ich einen ganzen Nachmittag zu, ohne eine Ahnung von dem, was in ihm vorging. Und wenige Tage darauf gingen Ruff und Dumhoff hin und zeigten der Behörde an, daß ihre Gemeinden weiter nichts als Gemeinschaften zu liberaler politischer Treiberei seien. Religion hätten sie nicht. In Offenbach geschah damals Aehnliches; auch in Schlesien Seitens solcher, die als protestantische Kandidaten bei freien Gemeinden eingetreten waren. Wenn ich die Sache richtig beurtheile, so konnten diese Männer besonders das Eine nicht ertragen, daß bei uns von priesterlichen Ansprüchen garnicht die Rede sein konnte. Die Abstimmungen der Gemeinde entschieden; der Prediger galt nicht mehr, als er sich durch Kenntniß und Tüchtigkeit geltend zu machen wußte; und das paßte ihnen nicht. Doch mag es auch sein, daß unsre freie geistige Bewegung, welche über eine der alten Formen und Lehren nach der andern hinausführte, ihr Gemüth verletzte. Das scheint mir z. B. der Beweggrund gewesen zu sein, daß damals der Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde in Magdeburg, ein stiller gutmüthiger Mann, seine Stelle niederlegte. Er ging nach seinem Heimathlande Schlesien zurück, um dort — in einem Kloster Buße zu thun. Wie manchem Theologen erging es, wie es vielen unsrer Gemeindeglieder erging! Als die Bewegung, die deutschkatholische insbesondre, ganz Deutschland durchzuckte, als überall

neue Gemeinden entstanden, da dachte mancher Kandidat: hier ist eine Stellung für Dich! er wollte ja lieber Prediger einer freien Gemeinde sein, als sich an alte Glaubensbekenntnisse binden lassen. Als dann die Jahre der Verfolgung kamen, da sprach er bei sich selbst: Nein, so hab' ichs nicht gemeint!

Was mich persönlich betrifft, so war ich, als unser Gemeindehaus fertig war, in das eine unsrer Vorderhäuser selber gezogen, das ich heut (1872) noch bewohne; meine Kostgänger, einige meiner Söhne traten in das bürgerliche Leben ein, mein Hauslehrer ging wieder nach Berlin, mein Familienleben war wieder ein stilles geworden.

9.

Also das Jahr 1855 fing damit an, daß alles öffentliche Leben der Gemeinde gehemmt war. Zunächst durfte erwartet werden, daß das Gericht die Anklage zurückweisen werde, denn sie stand doch auf gar zu schwachen Füßen. Aber das Gericht gab der Klage Fortgang. Das brachte mich späterhin ins Gefängniß. Es giebt nämlich in Preußen ein Gesetz, daß in einem Prozesse vor ausgemachter Sache kein Aktenstück veröffentlicht werden darf. Ich aber, der ich ja doch über den Stand unsrer Angelegenheit den Gemeindegliedern gern Nachricht geben wollte, ich erbat und erhielt vom Gericht eine Ausfertigung des Beschlusses, daß die Anklage statthaft befunden sei, und diese vom Gericht mir ausgehändigte Schrift gab mir nach meiner Meinung das Recht der Veröffentlichung. Ich war im Irrthum gewesen. Ich wurde angeklagt und in allen Instanzen zu einer Woche Gefängnißstrafe verurtheilt. Bis zur Schließung der Gemeinde waren Sachse und ich ihre Prediger gewesen. Unsere Anfangs so stattliche Einnahme war von Jahr zu Jahr geringer geworden. Nun trat Sachse in ein kaufmännisches Geschäft ein, ich hatte

von meinem Sonntagsblatt eine Einnahme und da in der Gemeinde längst eine Helferschaft eingerichtet war, welche vierteljährlich die Beiträge einzusammeln pflegte, so ließ sich das im Stillen fortsetzen, und ich brauchte keine Noth zu leiden. Und es ließ sich noch mehr im Stillen fortsetzen. Die entschiedensten Gemeindeglieder schickten ihre Kinder zum Unterricht auf meine Stube. Ebendahin wurden mir Kinder zur Taufe gebracht. Wöchentlich an einem Abend versammelten sich in meiner größten Stube so Viele als dieselbe eben fassen konnte. So blieb ein Kern der Gemeinde in lebendigem Zusammenhang. Unsrem Richterspruch aber sahen wir ruhig entgegen; es war ja doch rein unmöglich, daß man uns als politischen Verein erklären und in Folge dessen verurtheilen konnte. Was die Anklageschrift, die nun bald in unsre Hände kam, in dieser Hinsicht vorbrachte, das war geradezu lächerlich. Ich will nur Eins erwähnen. Beweis für unsre Beschäftigung mit Politik sollte unter Andren das sein, daß ich in den Gemeindeversammlungen Vorträge gehalten hatte über Friedrich den Weisen, Philipp von Hessen, überhaupt über die Fürsten, die auf Seite der Reformation getreten waren. Ja, daß ich in einer Predigt gesagt hatte: „wenn die Märzlüfte wehen;" das sollte eine Anspielung auf die Revolution des 18. März gewesen sein. Die Gemeinden westlich von uns, in Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Nordhausen, deren Obergericht in Halberstadt war, waren in ähnlicher Weise angeklagt und freigesprochen worden. Aber es gab noch andre Angriffe abzuwehren. Sie galten meinem Sonntagsblatte. Da wurde manche Anklage erhoben, endigte aber jedesmal mit Freisprechung. Von einer muß ich Genaueres berichten. In einem Aufsatze hatte ich gefragt: was ist denn christlich? und hatte diese Frage an der Hand der alten Bekenntnißschriften beantwortet. Also christlich war, den Menschen Jesus zugleich für

Gott zu erklären, im Abendmahl das Brod zugleich den wahren Leib Jesu sein zu lassen, u. s. w. das sollte Religionsverspottung sein; offenbar hatten meine Richter sich wenig um das bekümmert, was in den kirchlichen Bekenntnissen stand. Vergebens wars, daß ich nachwies, wie ich bloße Thatsachen berichtet hatte, und daß nicht einmal in der Art meiner Darstellung auch nur der leiseste Anflug von Spott sei. Das Urtheil lautete auf schuldig; einige Monate Gefängniß. Das war mir denn doch zu arg. Ich erbat mir Abschrift des Urtheils, ging damit zu einem befreundeten Juristen, der mit den Räthen des Appellationsgerichts in Verkehr stand, (sie hatten ein wöchentliches Kränzchen) und bat ihn zu lesen; er lebt nicht mehr. Auch er konnte nicht anders sagen, als daß das Urtheil sich nur daraus erkläre, daß die Richter die Aussprüche der Kirche selbst nicht gekannt und darum meine Anführungen für Spott gehalten hätten. Gut, sagte ich, nun thun Sie mir den Gefallen und bringen das in Ihrer nächsten Gesellschaft zur Sprache. Er hats gethan und vom Appellationsgericht ward ich freigesprochen. Ach, meine Erfahrung hat mir vor dem preußischen Richterstand im Allgemeinen keinen Respekt eingeflößt. In der Mitte des Sommers wurde ich wegen meines Sonntagsblattes abermals angegriffen; es sollte durchaus Organ der geschlossenen Gemeinde sein, dürfte also nicht mehr erscheinen; die ganze Auflage ward weggenommen und ein volles Jahr unter polizeilicher Hand gehalten. Die Fortsetzung ward mir verwehrt, bis die Sache entschieden sei, und als diese Entscheidung endlich und zwar freisprechend ausfiel, da war ein volles Jahr vergangen. Darum reicht Jahrgang 1855 meines Sonntagsblattes nur bis Ende Juli, und Jahrgang 1856 fängt erst mit dem Juli an. Vorher war dem Blatte auch einmal der Postvertrieb entzogen worden. Ich durfte mich wohl freuen, daß meine Leser mir treu geblieben waren. Endlich

ward auch über die Gemeinde Gericht gehalten. Ja, lautete das Urtheil, das ist ein politischer Verein, der die Religion nur zum Vorwande gebraucht hat, und da er dennoch Frauen u. s. w. zugelassen hat, so ist er zu schließen und die Vorsteher sind in Geldbuße zu nehmen. Natürlicher Weise appellirten wir, wiederum voll guter Zuversicht; das Appellationsgericht mußte uns ja frei sprechen. So kam der Anfang des Jahres 1856 heran und wir wurden abermals verurtheilt. So geschahs denn auch im Sommer durch das Obertribunal in Berlin. Ich kenne gar keine bessre Rechtfertigung, als jenen vollständigen Abdruck unsres Prozesses, den ich damals sogleich besorgte. Da ist zu lesen, welch ein Urtheil drei preußischen Gerichtshöfen damals möglich war. Aber die Gemeinde war und blieb geschlossen.

Damit war natürlicher Weise unser Recht nicht aufgehoben, uns unter anderm Namen und Statut wieder zu einer Gemeinschaft zu einigen; das Vereinsgesetz blieb ja doch in Geltung. Die Entschiedensten von uns beriethen; mir wurde der Auftrag, das neue Statut zu entwerfen, und so weit hatten die letzten Jahre meine Einsicht gefördert, daß es nun nicht mehr die alten rationalistischen Grundgedanken waren, die ich in diesen Sätzen niederlegte. Es war die neue Weltanschauung, aus welcher die alte Zweiheit und Zwiespaltigkeit der Dinge verschwunden war; auch der Name „christlich" blieb weg; mit einigen kleinen Umänderungen ward mein Entwurf angenommen. Wir waren wieder unsre Siebzig, welche die neue Gemeinde begannen; auf Grund des Vereinsgesetzes reichten wir Statut und Mitgliederverzeichniß ein und meldeten unsre erste Versammlung an. Sie ward uns verboten, ohne Weiteres. Ich bin damals selbst zum Oberpräsidenten gegangen; der Bescheid war: „so lange ich Oberpräsident bin, sollen Sie mir nicht wieder eine freie Gemeinde in Magdeburg zu Stande bringen!" der Mann erlaubte sich

auch zu sagen: „was wir wollten, das sei ein unsittliches Beginnen.“ — Wir sind längst wieder eine freie Gemeinde und er — ist noch Oberpräsident. Also unser Haus, unser eignes Haus blieb uns verschlossen. Da geschah das Seltsame, daß eine Gemeinschaft es uns abmiethete, deren Ansichten zu den unsrigen in einem Gegensatz standen, der gar nicht größer sein konnte. Es waren die „apostolischen Christen,“ gewöhnlich Irvingianer genannt. Sie trafen ihre Einrichtungen, wie ihr Alttestamentlicher Glaube dieselben forderte: Altarstufen, Vorhänge, u. s. w. um sich auf die Nähe des jüngsten Tages vorzubereiten. Dazu also hatten wir uns vor fünf Jahren unser schönes Haus erbaut.

Aber was sollte denn nun werden? Vielen entschwand die Hoffnung. Auch von denen, die auf meiner Stube zusammenzukommen pflegten, sprach Mancher: Aus unsrer Sache kann nichts werden. Aber wir mußten einen Entschluß fassen. Denn auf unsren Grundstücken ruhten zehntausend Thaler Hypothekschulden, und deren Zinsen konnten nur bezahlt werden, wenn wieder ein volles Gemeindeleben Einnahme brachte; die Miethe der Irvingianer und die Miethe von unsren Bürgerhäusern reichte nicht aus. Also — unser Besitzthum verkaufen! Nein, sagte ich; das ist der letzte Schritt und zu dem sind wir noch nicht gedrängt. Ich selbst übernehme Grundstücke und Zinsen. Ich konnte es insofern, als mir nicht lange vorher von einer schlesischen Generalswitwe, die ich persönlich garnicht gekannt hatte, eine Erbschaft von dreihundert Thalern zugefallen war, auch von einer Witwe in Magdeburg waren mir in gleicher Weise eintausend Thaler zu Theil geworden. Den abmahnenden Freunden sagte ich: auf die Dauer wird sich freilich unser Haus nicht halten lassen, aber einstweilen muß es versucht werden. Wenn er dann länger nicht geht, dann bin ich der erste, der

den Verkauf zur Sprache bringt. So erkaufte ich von den bisherigen Besitzern, die, da wir keine Korporationsrechte hatten im Auftrage der Gemeinde ihre Namen für das Hypothekenbuch hingegeben hatten, unser Grundstück für jene zehntausend Thaler Hypothekschulden, die ich nun auf mich nahm. Im Herbst 1855, wo ich gerade zehn Jahre in Magdeburg war, hatte ich über meine Erlebnisse in diesem Zeitraum eine mehrfach aufgelegte Schrift drucken lassen, betitelt: Zehn Jahre in Magdeburg. Sie schloß also in der schlimmsten hoffnungslosesten Zeit, wo auch mein Sonntagsblatt nicht erscheinen durfte; ihre Schlußworte mögen Zeugniß geben, daß mich die Zuversicht noch nicht verlassen hatte.

„Aber was ist denn erreicht? nicht für die Person, sondern für die Sache, für das große Ganze, was ist da erreicht? Es ist Samen gestreut in die Furchen der Zeit. Und wenn die freien Gemeinden, die heut noch da sind, alle unterdrückt würden, wenn nach abermal zehn Jahren keine einzige mehr da wäre, so hätte an ihnen Deutschland etwas gehabt, wozu die Entwicklung des Menschengeschlechts gebietrisch hindrängt, nämlich in lebendigen Gemeinden die lebendige menschliche Religion, die wirkliche in den Gedanken und Gefühlen der eben lebenden Menschheit wurzelt und darum ihre Blüthen und Früchte wieder in alle Lebensverhältnisse hineinstreuen kann. In den freien Gemeinden ist etwas lebendig geworden, was wieder auferstehen wird, und würde es tief begraben, und würde ein schwerer Stein darauf gelegt und mit sieben Siegeln verwahrt; und wenn es dann in vollkommner Gestalt aufersteht und kräftiger und schöner lebt, so wird von diesem Leben ein gut Theil unser Nachlaß sein. Darum habe ich für die Zukunft einen Blick voll freudiger Siegesgewißheit, und wär heut das Ende da, nun dann hätt' ich nicht umsonst gelebt.“

Von dem Standpunkt der Erkenntniß, zu dem ich mich bis 1856 hindurchgearbeitet hatte, mag Zeugniß geben, was wir bei unsrem neuern Zusammentreten in unsrem Statut aussprachen, und was ja doch der Hauptsache nach von mir ausgegangen war.

„Uns ist Religion die freudige Gewissenhaftigkeit, welche das Gesetz des menschlichen Lebens zu erfüllen beflissen ist und darin das Glück findet. Darum lassen wir uns angelegen sein, unsre Stelle in der großen Weltordnung zu erkennen und auszufüllen. Zu solcher Erkenntniß soll uns der freie Gebrauch der Vernunft verhelfen, welche aus der Betrachtung der Natur, der Geschichte und des eignen Wesens zu schöpfen hat. Für ein entsprechendes Leben erkennen wir die Wahrhaftigkeit, die Gerechtigkeit und die Liebe als die Richtschnur. Der Glückseligkeit sind wir nun um so gewisser, je mehr diese drei in unsrem Leben zur Herrschaft kommen.“ Man sieht leicht, daß in diesen Sätzen nichts Andres ausgesprochen ist, als die Religion des Menschenthums. Da ist nichts von der alten Zwiespaltigkeit zwischen Gott und Welt, diesseits und jenseits, Glaube und Wissen, und kein Satz bindet mehr an irgend eine geschichtliche Erscheinung, wie etwa an das Christenthum. Freies Denken und daraus gewissenhaftes Thun, das ist Alles, wozu wir uns bekannten.

Auch von einem Predigerstande weiß das Statut nichts mehr. Da heißt es: „Was die Vorträge in den Sonn- und Festtagsversammlungen betrifft, so überträgt unsre Religionsgesellschaft dieselben derjenigen Person oder denjenigen Personen, die sie für geeignet dazu hält.“ Und so bin ich denn auch bis heut nicht der angestellte Prediger der Magdeburger Gemeinde. Man hat das Vertrauen zu mir, daß ich geeignet sei, durch mein Wort zu erbauen, aber nichts weiter bindet uns an einander als eben dies Vertrauen; dabei giebt mir die Gemeinde aus ihrer Kasse, was sie gerade geben kann; daß es nicht viel ist,

darüber führt sie Klage, ich aber nicht. Ach, daß die Religionen bisher stets einen besondern geistlichen Stand haben zu müssen meinten! Das hat ja zu allen Zeiten der Religion den größten Schaden gethan!

Aus Allem, was ich bisher von mir berichtet habe, werden sich nun die Leser ein Bild von meiner geistigen Beschaffenheit entworfen haben. Langsame aber stetige und ehrliche Entwicklung — so läßt sich mein Wesen vielleicht am Kürzesten bezeichnen. Mancher meiner Genossen war sich wohl schon in jungen Jahren klar, wie er die Welt anzuschauen habe, trug das bald als ein System, einen fertigen Gedankenbau mit sich in die Welt hinaus; ich nicht. Die Wahrheit war mir schon als Knaben werth und ich danke es den Umständen, daß sie mich von früh an auf den Weg freier Gedanken führten, aber der Rationalismus, den mir Schule und Universität darbot, genügte mir, seine Halbheit störte mich nicht. Mein tiefstes und bleibendes Bedürfniß war das sittliche; was recht sei, das mußte ich mir vor Allem klar machen, damit ich wisse, was ich unter den Aufgaben des wirklichen Lebens zu thun habe. Ich erinnere mich recht wohl, daß mir schon in den Jünglingsjahren Zweifel am Dasein Gottes und andrer Art kamen, aber auch, daß ich mir dann sagte: Mag fallen was nicht stehen kann, Eins bleibt vor Allem stehen: daß ich ein guter Mensch sein muß. Dabei gehörte Wahrhaftigkeit zu meiner Natur; nur was ich als meine Ueberzeugung in mir trug, das sprach ich aus; jene Klugheit, die in vormundschaftlicher Weise abwägt, wie viel oder wenig Wahrheit für Andre tauge und wie man diese auch wohl einstweilen mit unrichtiger Vorstellung abfinden könne, die fand ich nicht in mir. Eben so stand mir fest, daß die Wahrheit vor Allem Freiheit fordre, daß also auch der Irrthum sein Recht habe, so lange er ehrlicher Ueberzeugung sei. So hielt ich dann

lange fest, was ich einmal als das Wahre und Gute in meine Seele aufgenommen hatte, aber ich schloß nicht ab damit, ich lernte gern weiter; wenn ich dann auf den Punkt gekommen war, daß ich erkannte, was ich bisher festgehalten hatte, ließe sich nicht halten, dann ließ ich's getrost fallen, denn nun wars mir auch nicht mehr das Wahre und Gute. Ich hatte nun das Bessre gefunden, das heißt, nicht bloß das Richtigere, sondern auch, was besser taugte, die Menschen brav und gut, zufrieden und froh zu machen. Denn gerade darüber mußte ich erst klar sein, ehe ich etwas bisher Festgehaltnes fallen ließ; mir genügte nie die bloße Verneinung. So werden sich die Leser erklären, wie ich Anfangs sagen konnte: wir halten an Jesus fest, an ihm der zu hoch steht, als daß man sagen dürfte: er war ein bloßer Mensch; ich war der Meinung, solch ein Heiland sei sittliches Bedürfniß für mich und die Menschheit. Sie werden sich erklären, wie ich zehn Jahre später sagen konnte: Gott, Tugend, Unsterblichkeit, diese drei, sie sind die ewige Grundlage aller Religion, und wie ich dann wieder zehn Jahre später jene statutarische Erklärung aufstellen helfen konnte, in der das Christenthum, in der sogar Gott gar nicht mehr erwähnt wird.

Gerade in dieser Zeit erzwungner Unthätigkeit suchte mich ein altes Uebel, die Gicht, einmal ein ganzes Vierteljahr heim, von Ostern bis Johannis. Die Bäume waren noch kahl, als sie mich faßte; ich sah die freie Natur nicht eher wieder, als da die Bäume schon die ersten Früchte trugen. Aber es war ein freundliches Zusammentreffen, daß gerade damals Gemeindeglieder eine Summe von funfzig Thalern zusammengelegt hatten, die sie mir überreichten. Der Arzt sagte: ich müsse einmal eine gründliche Kur gebrauchen; so nahm ich das Geld zu einem Badeaufenthalt in Wiesbaden, und der dortige Heilquell that mir sehr wohl. Ich habe diesen Badeaufenthalt in spätern Jahren einige Mal wiederholt.

10.

1857 verging, das Jahr 1858 kam, König Friedrich Wilhelm IV. ward regierungsunfähig, sein Bruder übernahm die Regierung, seine Bekanntmachungen hatten etwas Aehnliches, wie sechzig Jahre früher die von Friedrich Wilhelm III., welche der Wöllnerschen Wirthschaft eine Ende machten. Eine neue Aera schien zu beginnen; sie schien um so erklärlicher, da ja die Pietistenpartei den Prinzen von Preußen selbst schnöde genug behandelt hatte. Wir athmeten auf; jetzt mußte der im Jahre 1856 mißlungne Versuch wieder aufgenommen werden. Wir reichten unser Statut, unser Mitgliederverzeichniß ein, wir zeigten unser erste Versammlung an, jedoch noch nicht in unsrem Gemeindehause. Die Polizei verbot sie uns, einige Male, da wir immer den Versuch erneuerten, bis es uns endlich gelang, in einer Versammlung so lange beisammen zu bleiben, daß wir uns konstituiren konnten; ich selbst war auf den Wunsch der Freunde dabei nicht zugegen. Immer noch widerstrebte die Polizeibehörde; sie meinte, wir seien ja noch dieselben wie vorher, und als solche seien wir durch richterliches Urtheil geschlossen. Wir wandten uns an die höhern Behörden in Berlin, das Recht, auf Grund des Vereinsgesetzes uns neu zu konstituiren, ward uns zuerkannt, so kam im Frühjahr 1859 der frohe Sonntag, wo wir uns zum ersten Male wieder in unsrem Hause erbaun konnten. Den Irvingianern boten wir gern den Mitgebrauch des Hauses an, aber diese Gemeinsamkeit paßte nicht zu ihrem Glauben. Wir nannten uns „Freie Religionsgesellschaft.“

Viele aus der alten Gemeinde kamen nicht wieder. Theils trauten sie der Sache keinen Bestand zu, denn sie hatten ja längst alle Hoffnung aufgegeben; und da sie den Zutritt einmal aufgeschoben hatten, so ließen sie es auch nachher dabei bewenden.

Theils aber war man auch froh, daß man ohne Unruhen aus einer Sache herausgekommen war, die doch viel Widerwärtiges mit sich führte. Wäre die Gemeinde in fortwährendem Gange geblieben, so wären sie wohl ehrenhalber nicht zurück getreten; nun aber hatte ja die Staatsgewalt, der Richterspruch der Gemeinde ein Ende gemacht, sie waren nun frei und das war ihnen ganz recht. So war die neue Gemeinde viel kleiner als die alte, sie zählte mehrere Hundert, Mitglieder aus den höhern Ständen fehlten fast ganz. Handwerker waren es, welche die Masse der Gemeinde ausmachten. Wir aber freuten uns, daß wir unser Gemeindeleben wieder führen konnten. Wir hatten Sonntags unsre Erbauung, monatlich unsre Gemeindeversammlung wieder; wir unterrichteten unsre Kinder wieder in der Vorhalle; wir freuten uns, daß unser schönes Haus noch in unsren Händen war; die alle Hoffnung aufgegeben hatten, sie hatten doch nicht Recht gehabt. Und bald geschah noch Manches, worüber wir uns freuen durften. Unter den Ministern der neuen Aera verwaltete das Fach der geistlichen Angelegenheiten Herr von Bethmann-Hollweg. Er war ein gläubiger aber ein gerechter Mann, seine Gerechtigkeit trieb ihn zu dem Ausspruch in der Kammer: Man habe den freien Gemeinden zu viel gethan, da man sie politischen Treibens unter dem Deckmantel der Religion beschuldigte. Bei Gelegenheit einer Schuldebatte erklärte er: man könne die Kinder der freien Gemeinden nicht in einen ihnen fremden Religionsunterricht zwingen. Das ward sofort von uns benutzt; wir schickten unsre Kinder nicht mehr in den Religionsunterricht der Schule; das Zeugniß, daß sie bei mir Unterricht empfingen, genügte um sie davon zu entbinden. Ich hatte damals eine Broschüre drucken lassen, „dissidentische Denkschrift", worin ich darlegte, was wir freien Gemeinden wollen; wir sorgten dafür, daß in jedes Abgeordneten Hand ein Exemplar kam. Freilich

veranlaßte sie Herrn von Bethmann-Hollweg, mich bei Gelegenheit in der Kammer einmal „den armen unglücklichen Uhlich“ zu nennen. Nun, ich konnte ja wohl begreifen, wie in einer gläubigen Seele sich Ansichten wie die meinigen ausnehmen müssen, aber mein Bewußtsein berechtigte mich auch zu dem Wunsche: möchte Herr v. B. sich so glücklich fühlen können, wie ich mich fühle! Ein Kammermitglied, das heut noch thätig ist (Reichensperger) sagte: wir hätten keine Religion; was wir Religion nennten, das passe zu der Erklärung, welche das Brockhaussche Konversationslexikon von Religion gebe. Einen Kampf hatten wir noch durchzukämpfen, nämlich um das Recht der Grabreden, das uns die Polizei streitig machte; aber auch in dieser Hinsicht erlangten wir durch den Minister des Innern die freie Bewegung. Seitdem ist uns auch nie wieder etwas von jener unwürdigen schmählichen Behandlung widerfahren, woran die Funfziger Jahre so reich waren und womit die Regierung damals weit mehr sich selbst als uns herabwürdigte. Freilich, die ungern Gesehenen der Regierung gegenüber sind wir geblieben und an unsrem vollen guten Rechte fehlt noch Manches, z. B. das Recht daß wir als Gemeinde Besitztitel erwerben können. Aber gute Sache ist ja auch des Kampfes werth. Wenn aber Herr von Bethmann-Hollweg damals auch in der Kammer sagte: es sei ein Fehler gewesen, daß man die freien Gemeinden zu Märtyrern gemacht habe; gerade dadurch seien sie zum Widerstande und damit zur Selbsterhaltung angespornt worden; man möge sie ruhig sich selbst überlassen; gerade das könnten sie nicht ertragen; so hat er dabei nur einen Umstand außer Acht gelassen, den aber ein gläubiges Gemüth nicht fassen kann, nämlich die ewige Macht der Wahrheit, die in der Menschheit selbst liegt, die etwas Andres ist als der persönlich gedachte Gott, die das Menschengeschlecht leise aber unwiderstehlich weiter treibt und alle mensch-

lichen Maßregeln überdauert. Gerade wer dieser Macht vertraut und sich ihr zu eigen giebt — und das ist ja unsre Religion — dem gehört die Zukunft.

Nun konnte ich wieder bei den Gemeinden sprechen, die sich früher zu uns in Magdeburg gehalten hatten. Zwar war unsre Verbindung niemals ganz zerrissen gewesen. Wir hatten freilich keine öffentlichen Versammlungen halten dürfen; aber wir fanden uns zuweilen in einem Privathause zusammen. Bloß mit der Gemeinde in Burg wurde mir in der schlimmen Zeit jede Verbindung fast unmöglich gemacht. Da forderte die Polizei einen Paß, wenn ich mich drüben zeigte — Burg ist auf der Eisenbahn in drei Viertelstunden zu erreichen; als ich das nächste Mal nicht ohne diesen kam, ward begehrt, daß er gerade für diesen Tag und gerade für die Reise nach Burg ausdrücklich ausgestellt sein müsse; einmal wurde ich aus dem Hause des Vorstehers durch einen Polizeidiener abgeholt und von diesem wie ein Missethäter durch die Straßen auf das Polizeiamt geführt; in jener Zeit, es war in den funfziger Jahren, war offenbar der Befehl gegeben, den freien Gemeinden mit allen Mitteln, über welche die Polizei verfügen kann, ein Ende zu machen; es kam also auf die einzelne Behörde an, zu welchen Mitteln zu greifen ihr eignes Anstandsgefühl ihr gestattete. Schutz dagegen gabs nicht. Nun ich darf sagen: gebeugt hats mich nicht. Ich fand in meinem Gemüth eine Zähigkeit, die mir über dies Alles weghalf. Und die Hauptsache war offenbar: ich hatte nichts zu bereuen. Darum aber, wenn mich Freunde als armen Märtyrer bedauerten, konnte ich diesen Ausdruck nicht zutreffend finden. Ich fühlte mich nicht als Märtyrer, insofern man mit diesem Worte nicht bloß das treue Bekennen der Wahrheit sondern auch die Vorstellung von Qual und Martern verbindet. Dazu trug freilich viel bei, daß meine Frau stets

Hand in Hand mit mir ging. Auch sie ließ sich nicht beugen. Als die Zeiten schlimm und immer schlimmer wurden, da sagte sie: laß dir nur um unsert willen (sie meinte neben sich auch die Kinder) das Herz nicht schwer werden! Wir werden durchkommen. Und das sind wir auch. Wir haben uns wohl zuweilen recht einschränken müssen, aber Mangel gelitten haben wir nie. Wohl mag es dem Manne, der in geistigem Kampfe steht, schwerer werden, guten Muth zu behalten, wenn seine Lebensgenossin durch Verzagtheit, durch Unmuth, oder gar durch Vorwürfe wie ein niederziehendes Gewicht an ihm hängt.

Mein Sonntagsblatt freilich, da es nicht gelungen war, es durch Prozesse zu unterdrücken, das sollte nun — ich spreche von den Zeiten von 1858 — dadurch aus der Welt geschafft werden, daß dem Drucker in Magdeburg ohne Weitres verboten wurde, es ferner zu drucken, und daß man einem andern Drucker, der sich bereit erklärte, sofort dasselbe Verbot entgegenstellte. Aber das hatte nur zur Folge, daß es seinen Drucker in Gotha fand, und nicht zu seinem Nachtheil. Doch wie gesagt, das Alles lag ja nun hinter mir; das sechste Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte bessere Tage, und mir brachte es manche schöne Reise. Es gab danach schon eine ganze Anzahl freier Gemeinden, aber keineswegs gab es viele Personen, die sich dem Sprecheramte derselben widmeten, und ich war einer der ältesten unter diesen, dabei durch mein Sonntagsblatt einer der Bekanntesten. Das hatte zur Folge, daß ich oft zu Vorträgen da und dort aufgefordert wurde. Meine Gemeinde aber in Magdeburg sagte mir: reisen Sie nur; Sie dienen damit unsrer Sache, denn die ist nicht bloß eine magdeburgische. So hatte es sich denn, da wir uns nun wieder frei bewegen konnten, wie von selbst gemacht, daß mir die Gemeinde jährlich einen Sommermonat, auch wohl eine Woche drüber, Urlaub gab, und

damit ward zugleich einer Reiselust genug gethan, die schon seit der Knabenzeit in mir steckte, Reisebeschreibungen hatt' ich immer gar zu gern gelesen.

Schon 1858 konnte ich eine weite Sommerreise möglich machen. In den rheinischen Gemeinden fand ich Gelegenheit zu Vorträgen; auch in Straßburg konnte ich in einen Kreis von Freunden, von Sonntagsblattlesern, wenn auch nicht zu öffentlichem Vortrage, eintreten, in Basel besaß ich in dem freisinnigen Theologen Rumpf einen wackren Streitgenossen. In Zürich fand ich deutsche Freunde, und nahm mit ihnen Theil an dem glänzenden schweizerischen Sängerfeste. Dann gings über die Alpen hinüber, zum ersten Male in meinem Leben nach Italien, wenn auch nur nach dem nördlichen Rande desselben. Ueber den Bernhardinerpaß war ich nach Italien hinabgestiegen, hatte den schönen Langensee (lago maggiore) umschifft, und sein Kleinod, die Borromäischen Inseln, besucht. Dann gings wieder nach Norden, dem Hochgebirge zu, um über den Simplonpaß in die Schweiz hinabzusteigen. Aber auch dies kleine Stück von Italien, mit seinen gewaltigen Kastanienbäumen, seinen Feigenbäumen auf den Bauerhöfen, seinen knorrigen Reben, die sich an Ulmen in die Höhe winden, wie muthete es mich an! Und nun die prächtige Schweiz mit ihren schneeigen Hochgebirgen, ihren prächtigen Thälern und Seen und Wasserstürzen, z. B. als ich vom Bernhardino hinunterstieg, hatte es viel geregnet, den andern Tag aber, an dem ich das schöne Misoccothal abwärts ging, war klar und schön; wie herrlich, daß da auf beiden Seiten von den hohen Bergwänden die Wasserfälle herabstürzten wie zarte Silberschleier, aus der Ferne gesehen mitunter wie zarte glänzende Spinnenfäden, die sich an die Bergwand lehnten! Und dann wieder, als ich auf der Höhe des Simplonpasses stand, Alpenrosen rings um mich, Schneestreifen von den Gipfeln

bis an die Straße reichend, darunter tausende von Fußen tief das Städtchen Brieg in Wallis und daneben wie Gold empor glänzende Gerstenfelder, und drüber hinaus die gewaltigen Hochalpen des Berner Oberlandes mit ihren Gletschern — es war herrlich. Ich bin dann das ganze Wallis entlang gereist, den Genfer See entlang geschifft; als ich dann wieder deutschen Boden betrat, da hatt' ich die ganze Schweiz umkreist. Und Aehnliches habe ich seitdem fast jeden Sommer haben können, bin auch nach Genua, nach Mailand, nach Venedig hinübergeflogen. Ich bin ein glücklicher Mensch, denn ich bin frei, kann ganz und ohne Rücksicht sein was ich bin, und das ist eine Stellung, wie sie wenigen Menschen zu Theil geworden ist, dazu nun diese Reisen, und neben ihrem Naturgenuß die vielen freundlichen Hände, die sich mir an so vielen Orten entgegenreichten, und in Deutschland wenigstens allenthalben die Gelegenheit, für das, was als das Beste und Höchste in mir lebt, den Mund aufzuthun. O reiche Vergütung für das Unangenehme, was mir auch nicht erspart worden war, und was doch nur wie Nadelstiche die Haut ein wenig ritzen konnte! Und welche Verwirklichung von schüchternen Träumen der Knabenseele!

Im nächsten 1859sten Jahre wandte ich meine Sommerreise nicht nach Süden, sondern nach Osten; an Einladungen fehlte es nicht. Ich besuchte die schlesischen Gemeinden und sprach vor ihnen; dann gings nach dem Weichsellande zu Vorträgen in Danzig und Elbing, Marienburg und Marienwerder, weiter nach Königsberg und Tilsit; so hatte ich auch diese östlichsten Theile Deutschlands kennen gelernt.

11.

Die Reise 1858 hatte ich benutzt, um bei den Genossen in Westen und Süden anzufragen, ob wir uns nicht einmal in

allgemeiner Versammlung zusammenfinden wollten. Schon 1850 war der Versuch gemacht worden, in Leipzig eine Jahresversammlung der deutsch-katholischen und der aus der protestantischen Kirche stammenden Gemeinden zu halten; die Polizei sprengte uns damals auseinander und that dasselbe noch einmal, als wir uns am Abend in Köthen zusammenfanden. Die Zeit war offenbar jetzt günstiger, zugleich hatte sie auf ihrem Entwicklungsgange manche Unterschiede unter den Gemeinden verwischt, die damals noch vorhanden waren. Ich schlug Gotha zum Ort der Zusammenkunft vor und fand Zustimmung; brieflich ließ sich auch noch manche Zusage einholen, so fanden wir uns, unser gegen 50, am 8. und 9. September in Gotha zusammen. Für Ronge, der noch ein aus Deutschland Verbannter war, fand sich seine geistvolle Frau Bertha ein, mit ihr, der gebornen Hamburgerin, eine andre Hamburgische Dame, lebendiges Mitglied der aufgelösten Hamburgischen freien Gemeinde. Die gothaische Behörde legte uns nichts in den Weg, was sächsische und preußische Behörden jedenfalls gethan haben würden, bloß an dem einen Umstande hatten wir die Ungunst der Zeit zu empfinden, daß der wackere Hofferichter, der von dem fernen Breslau gekommen war, in Folge einer polizeilichen Aufforderung von dort von Gotha hinweggewiesen wurde. Das geschah am zweiten Tage, unser Zweck war erreicht. Es war vorläufig ein Band um uns Alle geschlungen; es war ein Versuch der Vereinigung gemacht worden; als Beauftragte der Gemeinden waren wir ja auch nicht gekommen. Aber wir schieden von einander mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen, wenn es irgend die Umstände gestatteten und dann das Band fester zu knüpfen.

Solches geschah nun auch und die Umstände gestatteten es nicht nur, sie waren günstiger geworden. Wir hätten getrost in

Preußen tagen können, aber wir zogen Gotha vor; es lag uns Allen am Bequemsten, in der Mitte von Deutschland. Am 16. und 17. Junius 1859 fanden wir uns zusammen, Vertreter von 54 freireligiösen Gemeinden in allen Theilen Deutschlands. Wir fingen früh am ersten Tage an und waren fleißig bis zum Abend des zweiten; dann war unser Bund geschlossen, nicht ohne harte Wortkämpfe. Es waren besonders zwei Gedanken, die mit einander rangen; der eine: jeder Bund muß einen Inhalt haben, wir müssen also ein Bekenntniß haben; der andre: jedes Bekenntniß bindet den Geist, die Geschichte bezeugts laut genug; in unsrem Bunde aber soll allein der freie Geist regieren. Die letztre Ansicht siegte; hier ist der einfache Satz, über den wir uns geeinigt haben, der uns in unsrem Bunde heut noch statt aller Bekenntnisse gilt: „Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten.“ Ein kleiner Erfolg aus großer Arbeit, wie es scheint, und doch stellt er gerade fest, was bisher allen Religionen gefehlt hat und durch dessen Mangel alle verderbt worden sind: die Freiheit. Wir stellten zugleich fest, daß wir alle Jahre eine Bundesversammlung halten wollten, und wählten uns einen Bundesvorstand von fünf Personen; ich war eine davon. Ein Abend wurde von den Abgeordneten preußischer Gemeinden benutzt, um sich über unsre Stellung im preußischen Staat zu verständigen. Also das war erreicht, der Bund war geschlossen.

Aber nun komm' ich zu der allerwiderwärtigsten Erfahrung meines ganzen Lebens, und die hab' ich gerade da machen müssen, wo ich sie am allerwenigsten meinte befürchten zu dürfen, in meiner Magdeburgischen Gemeinde, mit der ich mich längst in Eins zusammengewachsen fühlte. Als wir wieder eine Gemeinde geworden waren, da wählten wir zum Vorsitzenden einen Mann, einen Gewerbsmann, der treu ausgehalten hatte, in dessen Gemüth kein Wanken war, der für die Sache seiner Ueberzeu=

gung auch nie ein Opfer scheute. Wir hatten gewiß eine gute Wahl getroffen. Mit seinen Mitältesten war er einig; aber es ist mir erst nachher klar geworden, wie ein Theil der Gemeinde etwas Herrisches in seinem Wesen fand und sich dadurch gegen ihn gestimmt fühlte. Nun war auf meine Anregung hin in unsrer Vorhalle ein Leseabend eingerichtet, und gerade da fanden sich besonders jene zusammen, von denen ich eben redete, die ich die Opposition nennen könnte. Unter diesen war ein jüngrer Mann, der die Universität besucht hatte, aber nun ohne Anstellung davon lebte, daß er Stunden gab, auch wohl für Geld den Leuten Eingaben anfertigte, was ihn denn oft in das Trinkhaus führen mochte. Man kann nicht sagen, daß er in der Stadt geachtet gewesen wäre; gerade das Bürgerthum dachte gering von ihm. Aber seine Kenntnisse und eine gewisse Redegabe setzten ihn in den Stand, in dem genannten Kreise das Wort zu führen. Da nun in der Osterzeit 1860 die Aeltestenwahl bevorstand, so dünkte es seinen Freunden wünschenswerth, daß er als Aeltester gewählt würde, sie waren dafür thätig und er ging wirklich aus der Wahl hervor. Da war es sofort eine Stimme bei allen seinen Mitgewählten: Nein, der darf nicht im Vorstande der freien Gemeinde sein, um keinen Preis! das geht nicht! das gereicht uns zur Unehre! Die Wahl war ordnungsmäßig vollzogen, sie ließ sich nicht anfechten. Vergebens, daß ich ermahnte, sich in das Unabänderliche zu fügen, daß ich sagte: wir Vielen (ich war Ehrenältester ein für allemal) würden ja wohl mit diesem Einen die zwei Jahre, auf welche die Aeltesten gewählt werden, zurecht kommen können; nein, hieß es, mit diesem können wir nicht dienen! Das gab manche heiße und scharfe Besprechung. Endlich wurde der Vorschlag gemacht und angenommen, sämmtliche Aeltesten wollten, indem sie auf eine Neuwahl antrugen, zurücktreten, auch er, an dem man so viel

Anstoß nahm, fügte sich darein, die Neuwahl fand Statt und er wurde nicht wieder gewählt. Nun gab man aber dem Vorsitzenden Schuld, er habe in unerlaubter Weise auf die Wahl eingewirkt, und so blieb eine recht böse Spaltung in den Gemüthern zurück. Man fühlte den obersten Grundsatz einer freien Gemeinde, gerade die Freiheit, verletzt. Der Vorsommer dieses 1860sten Jahres brachte ein altes Uebel wieder, die Gicht und ich ging zur Kur nach Wiesbaden. In Halle hielt sich damals ein Mann auf, der von Entstehung der freien Gemeinde an sich dieser Sache zugewendet hatte, ein Mann von reichem Wissen und beredten Mundes; dieser sagte mir, da er völlig ungebunden war, für den Monat meiner Abwesenheit seine Thätigkeit für die Vorträge und den Kinderunterricht zu, und ich reiste mit der Freude ab, daß Alles wohl versorgt sei. Da fand sich, daß er und jener andre, der nicht wieder zum Aeltesten gewählt war, von der Universität her Studiengenossen waren, und mein Stellvertreter fühlte sich nun berufen, seines Freundes verletztes Recht wieder herzustellen. Nun schlug die noch vorhandne Glut in helle Flamme auf, und ich bekam böse, recht böse Nachrichten nach Wiesbaden von greulichen Zank in der Gemeinde. Dennoch kam ich guten Muths zurück, ich meinte, mit Vernunft werde sich ja die Sache wohl schlichten lassen. Aber ich hatte mich geirrt. Mein Stellvertreter war, was die Lösung wirklicher Lebensaufgaben betrifft, bei allen seinen Kenntnissen ein haltloses Kind. Gleich den ersten Tag, wo ich mit einigen Aeltesten zwischen den Beiden, die am feindseligsten einander gegenüber gestanden hatten, zu vermitteln suchte, führte die Sache zu öffentlichem Skandal. Gern vergesse ich die bösen Tage, die nun folgten; das Ende war, daß ein Theil der Gemeinde sich absonderte, zu einer eignen Gemeinschaft zusammentrat, der gute Ruf der Gemeinde aber hatte schweren Schaden erlitten.

Was für eine freie Gemeinde war das, wo die Leidenschaften so sehr ihr Spiel trieben, daß man sogar handgemein werden konnte! Und auch ich wurde von der einen Seite nicht mit groben Schmähungen verschont. Schon manchmal hatte ich inmitten einer zweispaltigen Gemeinde gestanden. So in Berlin, in Danzig, in Guben. Und allerdings, bei allem Vertrauen, das man mir schenkte, wars mir nie gelungen, den endlichen wirklichen Riß zu verhüten; und nun hatte ich dasselbe unter den Menschen erleben müssen, die mir so nahe standen! Allerdings hat die neue Abzweigung der Gemeinde nicht lange bestanden. Einige gehören wieder zu uns, Andre sind fern geblieben; jener wackre Vorsteher lebt nicht mehr, er hat unter schrecklichen Schmerzen enden müssen, es erzeugte sich ein Knieleiden, das Bein wurde abgenommen, aber ohne ihn von seiner Qual zu befreien. Auch der verschmähte Aelteste ist längst gestorben.

Freiheit! Freiheit! schöner Klang, der zu allen Zeiten die besten Herzen in Schwung gesetzt hat, und auch ferner in Schwung setzen wird. Und nun gerade Freiheit auf dem Gebiet der Religion, wo ihr Mangel zu allen Zeiten so viel verdorben hat, so viel, daß bei einseitiger Betrachtung der Geschichte gesagt werden kann: Kaum irgend etwas hat so viel Unfug in der Welt angerichtet, als gerade die Religion. Wir selbst, wir leben ja mitten in der Erfahrung, was Religion ohne Freiheit ist. Sie ist nicht bloß Irrthum, sie führt auch zur Lüge, zur absichtlichen Lüge, sie führt zum Schlechtesten, was es nur geben kann, zur Heuchelei, sie erzeugt Verdummung und Verdumpfung ganzer Nationen. Wie recht ist es, daß es in unsren Tagen bald da, bald dort in den Gemüthern lautet: Nein, diesem Scheinwesen diene ich nicht mehr! ich sage mich los davon! ich habe Freunde, die eben so denken, und religiöse Gemeinschaft, religiöse Erbauung für uns und unsre Familien wollen wir haben; wir

treten zur freien Gemeinde zusammen! Und wenn die höhern Stände und wenn die gelehrteren sich schon so in das Scheinleben der Religion hineingefunden haben, daß sie es, wenn auch scheltend, aushalten können, und daß sie diesem Scheinwesen ihre Kinder überliefern können, wie recht und wie gut ists, daß einfachere Männer und Frauen noch des kräftigern Entschlusses fähig sind!

Aber werden sie in der Freiheit, die sie sich genommen haben, auch die Eintracht bewahren können? Wenn irgend etwas erlernt werden will, so ist es die Freiheit, nicht die Freiheit der That, die ein altes Joch zerbricht, aber die Ausdauer im Zusammenhalten derer die sich selbst regieren sollen, also die Freiheit, welche den eignen Sinn und welche die Leidenschaft der einen großen hohen Aufgabe unterordnet. Die wird nur gewonnen, wenn man sich wirklich innerlich selbst befreit. Die entspringt nur aus dem Bewußtsein — und das kann im schlichtesten Menschen leben: — das Wahre und das Gute, das ist die Aufgabe, sowohl für jede Stunde und jede Aufgabe eines kleinen Eigenlebens als für die sämmtlichen Aufgaben des Lebens der ganzen Menschheit. Wo das Höchste im Herzen lebt, da wird ihm alles Niedrigere untergeordnet, da ists auch nicht mehr schwer, den Eigenwillen, den Eigensinn, die Rechthaberei, die verletzte Eitelkeit, die aufwallende Leidenschaft dem Einen, Höchsten unterzuordnen. O ihr freien Gemeinden unsrer Tage, ihr habt eine große Aufgabe in eure Hand genommen und es ist recht, daß ihr euch nicht für zu gering dafür achtet; aber nun arbeitet an dieser Aufgabe in dem Bewußtsein einer recht ernsten Verantwortlichkeit! Das alte Joch zerbrochen, das war nur der erste Schritt, nun beginnt die Arbeit, daß jeder in sich selbst ein freier Mensch werde. Gebt den stolzen Volksverächtern nicht Grund zu sagen: das Volk kann ja sich nicht selbst regieren! es muß sich bei uns bedanken, daß wir es regieren.

12.

Von dieser Zeit an ist mein Leben in ziemlich gleicher Strömung dahingeflossen. Daß die Gicht immer einmal bei mir anklopfte, und daß es mir nichts half, wenn ich auch nicht herein! rief, daß ich sie dann längere oder kürzre Zeit aushalten mußte, jedoch nicht, wie früher einmal, bis zu einem Vierteljahre, das gehörte nun schon zur Jahresordnung. Meine drei Heilmittel kannte ich: Ruhe, Wärme, äußerste Mäßigkeit. Wenn dann die Zeit des Uebels vorbei war, dann hatte ich das große Glück, daß sie keinerlei Lähmung zurückließ; und auch in der Zeit ihrer Dauer war ich unbehindert, geistig zu arbeiten. Mein Herz blieb nach wie vor frisch, meine Stimme blieb kräftig, bloß das Eine hatte ich zu spüren, daß weitre Wanderungen mir schwerer wurden als sonst.

Manch Schweres erlebt' ich in meiner Familie. Mein ältester Sohn lag, wie ich schon erwähnt habe, am fernen Missisippi begraben; mein zweiter, der Buchbinder, hatte sich in Magdeburg niedergelassen, nachdem er auch einige Jahre versucht, wie sichs in Nordamerika lebt; durch ihn bin ich nach und nach Großvater von vier Enkelchen geworden. Der dritte Sohn, Johannes, nach eigner Wahl Tischler, dann, da die Brustmuskeln nicht stark genug waren, Holzbildhauer, wohnte bei mir und war unterrichtet genug, um mich bei meinem Briefwechsel und in ähnlicher Weise zu unterstützen, aber der brave Mensch, er war nicht gesund; schon von seiner Kindheit her hing ihm ein Leiden an, das in der Gegend des Kehlkopfes seinen Sitz zu haben schien. Wie manchmal mußte er sich bei seiner Arbeit schmerzlich zusammenkrümmen! Zuletzt kam ein Nervenfieber und machte nach schweren peinvollen Tagen seinem Leben ein Ende. Mein vierter Sohn, Gerhard, war Gärtner geworden, ihm fehlte

ganz, was mir eigen ist, beharrliche Lust zur Arbeit. Er war nicht ohne Geist, aber er wollte es gern bequem in der Welt haben. Er ist nach Amerika gegangen, hat auch einmal versucht, wie sichs in Asien, in Afrika lebt, kam wohl auch einmal wieder nach Magdeburg; ob er noch lebt, ich weiß es nicht; seitdem er vor etwa fünf Jahren das letzte Mal nach Amerika gegangen ist, hab' ich keine Nachricht von ihm. Nun der fünfte meiner herangewachsnen Söhne, Adolph, ein treuer guter Mensch. Er war uns zu früh geboren; sein erstes Vierteljahr hatten wir ihn nur als einen Hauch, der jeden Augenblick der Lippe entfliehen kann. Aber er blieb am Leben, nur daß er während der ersten neun Jahre seiner Knabenzeit an Krämpfen litt. Nachher erstarkte er und wurde ein stattlicher Bursch, nur hatten die bösen Krämpfe eine tief gehende Schwächung der Augen, auch wohl des Gedächtnisses zurückgelassen, und bei feinerer Arbeit zitterten die Hände. Auch er wurde Gärtner; gerade für seine Augen schien das das Zuträglichste. Er ist dann auch Deutschland nach mehreren Seiten durchwandert, aber er konnte bei allem seinen guten Willen nirgends festen Fuß fassen; zu den feineren Arbeiten der Gärtnerei, zur Blumenpflege, zur Baumveredlung taugten weder Augen noch Hände. Und doch wollte er so gern seinen Eltern Ehre machen! Dieses Wollen und doch nicht Können mag denn auch nach und nach den Gedanken des freiwilligen Todes in seine Seele gesenkt haben, und so kam der Schreckenstag, wo er in der Wohnung seiner Schwester mit durchschossnem Herzen lag. Er hatte nur zu gut getroffen. Ja, der trübe Kelch ist mir nicht erspart worden, und daß er mir gerade im Kreise der Meinen gereicht wurde, das machte ihn bitter; wie leicht, wie wenig das Herz berührend war dagegen all das Unangenehme, das von außen kam! Meine älteste Tochter Clara, in der von meiner geistigen

Beweglichkeit und von meiner Willenskraft mehr vorhanden war, als bei allen ihren Brüdern, hatte sich aus eigner von mir gebilligter Wahl mit einem Gewerbsmann verheirathet, aber es zeigte sich allmälig, das daß keine gute Ehe gab; die beiden Menschen paßten nicht zusammen und machten einander das Leben schwer. Da wars denn allerdings das Vernünftigste, daß sie sich trennten nach mehreren Jahren, um so mehr, da Kinder nicht vorhanden waren. Das Gericht sprach die Scheidung aus, nach Jahresfrist ward ihr auch das Recht zuerkannt, wieder meinen Namen zu führen, nur in Magdeburg mochte sie nicht bleiben. Sie wohnt in Dessau, giebt Unterricht in Klavierspiel und Gesang, gebraucht fleißig die Nadel, schreibt und dichtet und fühlt sich in ihrer Lage um so wohler, da es ihr dort an treuen Freunden nicht fehlt. Von den sieben Kindern, die wir herangezogen haben, ist nur noch das jüngste bei uns, meine Anna, die uns erst in Magdeburg geboren ward. Sie steht in der Häuslichkeit der Mutter zur Seite; sie ist die Orgelspielerin der Gemeinde, giebt Klavierunterricht, hat eine Schaar von Mädchen der Gemeinde zum Gesang um sich versammelt und legt mit diesen manch schönes Lied in unsre Erbauungen ein. Sie trägt treulich das Ihre dazu bei, daß mir in meinem klein gewordnen Familienkreise wohl, recht wohl sein kann. In der Gemeinde leben wir in guter Eintracht. Mein Besitztitel an unsren Grundstücken ist längst wieder auf fünf Gemeindeglieder übertragen; um das Recht, auf den eignen Namen den wohl erworbnen Besitz eintragen zu lassen, sucht heut noch die Geimeinde vergeblich nach. Freilich gehts andern freien Gemeinden nicht besser. Gleich im ersten Jahre unsres neuen Zusammentritts ward den Soldaten verboten, unsre Versammlungen zu besuchen; nach und nach ist das Verbot in Vergessenheit gerathen. Unter polizeilicher Ueberwachung stehen wir längst nicht mehr, obwohl

unser gesetzlicher Boden das Vereinsgesetz ist, das die Behörde zur Ueberwachung berechtigt. So leben wir unangefochten still hin, und man kann nicht leugnen, daß etwas von jener Gesinnung der kirchlichen Gemeinden an Vielen von uns haftet, welche der Meinung ist, wir sind da und damit ists gut; nun geht Alles von selbst seinen Gang, daß es im Gange bleibt, dafür mag Vorstand und Prediger sorgen, uns geht das weiter nichts an. Unsre Gemeindeversammlungen, in welchen wir allmonatlich unsre Angelegenheiten berathen, pflegen sehr schwach besucht zu sein. Und unsre lieben Mitbürger bekümmern sich nicht um uns. Es könnte leicht sein, daß, wenn einmal ein besondres Vorkommniß sie auf uns aufmerksam machte, dann einer fragte: ist denn die freie Gemeinde auch noch da? An Austritten aus der Landeskirche fehlt es nicht, im Gegentheil sind diese in Magdeburg häufig. Aber in den meisten Fällen ist der einzige Grund, daß Brautpaare nicht Lust haben, für Aufgebot und Trauung der Geistlichkeit viel Geld zu zahlen. Darum melden sie dem Gericht ihren Austritt aus der Kirche und schließen dann die Civilehe, bei der weniger zu zahlen ist. Die allermeisten dieser Austritte haben nicht den Zutritt zu unsrer Gemeinde zur Folge und das ist uns auch ganz recht. Die Religion ists, die uns verbindet; was haben aber die erwähnten Vorkommnisse mit Religion zu thun?

Unser Bund freier Gemeinden hielt regelmäßig alle drei Jahre seine Bundesversammlung, und in den dazwischenliegenden Jahren fanden Provinzialversammlungen Statt. Es hatte sich zu dem Ende ein ostdeutscher Verband gebildet, ein norddeutscher, zu dem auch Magdeburg gehörte, ein schlesischer Verband, der übrigens schon aus der Zeit vor unsrer Bundesschließung stammte, und ein südwestdeutscher. Der Bundesvorstand hatte wenig zu thun, sollte aber auch nicht viel zu thun haben,

denn er sollte nicht regieren, sondern nur eine Geschäftskommission sein. Auch die Beschlüsse auf unsren Versammlungen waren für die Gemeinden nicht Gesetze, sondern nur Rathschläge. Mitunter stellte sich uns wohl auch ein junger Mann der mit dem Erbieten, unsrer Sache zu dienen. Aber mehr als einmal machten wir die Erfahrung, daß wir es mit Unwürdigen zu thun hatten. Die Freiheit hätte ihnen wohl gefallen, nicht aber die ernste Arbeit an sich selbst, die den Menschen sittlich frei macht. Einer, der Monate lang bei mir gewohnt hatte, brachte es so weit, daß ihn die Gemeinde Brandenburg zu ihrem Sprecher wählte, bald aber wies er sich als ein lüderlicher Mensch aus, der dann wieder zur katholischen Kirche, der er früher angehört hatte, seine Zuflucht nahm. Dagegen machten wir einen guten Erwerb an Biron aus Mainz, Schutz und Reichenbach aus dem Badischen; später trat auch der schon ältere Ludwig Würkert in unsre Reihen. Mitunter schrieb auch wohl ein junger Theologe an mich und fragte: was für Aussichten ihm denn wohl die freien Gemeinden bieten könnten Wenn ich dann antwortete: die Aussicht auf eine schöne Arbeit, auf etwas Kampf, und eine geringe nicht einmal gesicherte Einnahme, dann war die Sache erledigt, und sie fragten nicht wieder. Ab und zu entstanden auch neue freie Gemeinden, so an mehreren Orten im Braunschweigischen, so im bergischen Lande am Niederrhein. Was mir persönlich in Schöppenstedt begegnete, das machte Aufsehen, weil sich das bekannte Berliner Witzblatt des Vorgangs bemächtigte. Nämlich ich war durch eine bürgerliche Gesellschaft zum Vortrage nach Schöppenstedt eingeladen; und als ich Abends auf dem Bahnhofe ankam, so wurde ich festgehalten und gezwungen, mit dem nächsten Zuge zurückzufahren. Bei einem in der Stadt Brauschweig versuchten Vortrage ging mirs eben so. Aber nun bestehen längst freie Ge-

meinden in Braunschweigischen Landen, nur daß man bis heut noch die Mitglieder derselben nicht aus der Kirche herauslassen will. Jetzt haben wohl alle Landschaften Deutschlands ihr Dissidentengesetz, das Herzogthum Braunschweig noch nicht. Allerdings wird wohl auch Mecklenburg ein solches noch garnicht haben. Auch für Baiern kam die Zeit, daß der Bann aufgehoben wurde, der dort seit 1851 auf den freien Gemeinden lag, und endlich ward es auch in Oestreich Tag.

Dadurch erweiterte sich nun auch der Kreis meiner Reisevorträge bedeutend. Allerdings bin ich kein Reiseprediger, der immer unterwegs ist, wie Mancher wohl denken möchte, der von meinen vielen Reisen hört oder liest. Ich gehöre der Magdeburger Gemeinde an, die giebt mir Tag für Tag zu thun, und das ist sehr gut. Ich möchte auch nicht bloßer Reiseprediger sein. Ich meine, der Mensch muß eine feste Stätte des Wirkens haben, wo er seine Treue und seine Thätigkeit stetig zu bewähren hat, wo auch die kleinern Aufgaben des Lebens an ihn herantreten, wo er weiß, daß fortwährend Augen auf ihn gerichtet sind, um zu sehen was an ihm ist; dabei auch lernt der Mensch sich selbst kennen. Bloß Reiseprediger sein, das würde heißen, bloß Worte zu machen haben, und darin liegt offenbar eine große Versuchung. Aber man vergesse nicht, daß wir Eisenbahnen haben und die machen möglich, was sonst unmöglich sein würde. Wenn ich am Sonntag Vormittag in Magdeburg gesprochen habe, so kann ich ohne Beschwerde zwanzig, dreißig Meilen weiter noch denselben Abend einen zweiten Vortrag halten; ja dasselbe kann ich, wenn auch nicht in ganz so großer Entfernung, wenn ich in Magdeburg Nachmittagsvortrag halte. Ebenso an einem Wochentage, nachdem ich Mittags eine Lehrstunde gegeben habe. Einen Sommermonat giebt mir, wie früher schon erwähnt, meine Gemeinde in jedem Jahre Urlaub, und wie viel

läßt sich jetzt in einem Monat ausrichten! Glücklicher Weise taugt mein Körper dazu, weder das Sprechen noch das Reisen strengt mich an; wenn ich den ganzen Tag auf der Eisenbahn gefahren bin, so kann ich sofort am Abend auf die Rednerbühne treten. In den Festtagszeiten, Weihnachten, Ostern, Pfingsten haben die Schulkinder eine bis anderhalb Wochen Ferien, meine Kinder also auch, denen wohl von mir eine halbe Woche hinzugefügt wird; die Michaeliszeit bringt zwei Wochen Ferien, also viermal im Jahre zwei Wochen; wie viel läßt sich da ausrichten und sprechen! Die Hauptzeit bleibt bei dem Allen für Magdeburg übrig, ich bin somit keineswegs immer auf Reisen und darf es auch nicht und mags auch nicht sein. Aber darüber darf ich mich freuen, daß mirs an Einladungen niemals fehlt. Und wenn man diese besonders an mich richtet, so erklärt sich das. Ich bin einer unsrer ältesten Sprecher, nennt man mich doch allenthalben Vater Uhlich. Was mir bei meiner ersten Studentenpredigt der Dorfpfarrer sagte, der mir seine Kanzel einräumte: Sie sprechen populär, gemeinverständlich, pflegen Sie diese Gabe! das mag mir eigen sein; also die Leute verstehen mich und hören mich darum gern. Und das darf ich selbst hinzufügen: mein Herz spricht mit, ich spreche nur aus, was mein eignes Herz erfüllt und bewegt.

In Magdeburg fand ich noch zu anderweiter Thätigkeit Gelegenheit. Hier war ein Bildungsverein; schon als Pfarrer an der Katharinenkirche hatte ich ihm angehört: dann war er der Ungunst der Zeit erlegen, war aber in der bessren Zeit wieder auferstanden. Es verstand sich von selbst, daß ich ihm meine Mitwirkung nicht entzog. Ich hielt ihm Vorträge, ich ward in den Vorstand gewählt, endlich machte man mich zum Vorsitzenden. Die Thätigkeit, die ich da zu entfalten hatte, war mir ja wesentlich keine andre, als die in den freien Gemeinden;

die Religion hatte mir ja längst aufgehöhrt, etwas ganz Andres zu sein, als die andern menschlichen Bestrebnngen; ihre Aufgabe war mir menschliche Bildung, war Entwickelung des Besten, was im Menschen liegt. Ich half einen Bürgerverein gründen; monatlich einmal wollten wir öffentlich staatliche und städtische Angelegenheiten besprechen; ich bin der Meinung, jede Stadt sollte einen solchen Verein haben. Ich ward Vorsitzender desselben. Ich wurde in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, und freue mich, daß ich darin sitze; ich bin dadurch manchem wackern Manne näher getreten und habe Manches gelernt, was mir bisher fern lag. Die Wochenabendvorträge, die ich seit Jahren in jedem Winterhalbjahre in unsrem Gemeindehause hielt, und die meist geschichtlicher Art gewesen waren, beschränkte ich nun für jeden Winter auf ein bestimmtes Fach menschlichen Wissens, und da ich nach der Haltung dieselben gleich niederschrieb, so ist dadurch eine Anzahl von gemeinwissenschaftlichen Büchern entstanden, welche ihren Verleger und ihren Absatz fanden: Ueber Erziehung — Naturbetrachtung — Entwicklung der Menschheit — Blüthen der Menschheit — der Mensch nach Leib und Seele — Geschäft und Geist — zuletzt noch vom Aberglauben. Ein Sommer in Wiesbaden, wo ich Anfangs wegen der Gicht die Stube wenig verlassen konnte, führte mich darauf, eine übersichtliche Zusammenstellung von Alt und Neu in der Religion, Glaube und Vernunft niederzuschreiben; als ich nachher drei Wochen im Gefängniß sitzen mußte, vollendete ich diese Zusammenstellung; sie ist unter dem Titel Glaube und Vernunft in dritter Auflage erschienen. Dann — das hab' ich noch nicht berichtet — außen jener acht Tagen, die ich wegen eines Formfehlers sitzen mußte, hab' ich späterhin, es war vom 2. bis zum 23 Dezember 1865 auch drei Wochen im Gefängniß zubringen müssen. Die Sache hing so zusammen.

Ein lieber treuer Kollege aus der Nationalversammlung von 1848, ein Landmann in der Gegend von Neuruppin, lud mich zu einem Vortrage in seinem Dorfe ein und ich folgte seiner Einladung. Vor ansehnlicher Versammlung sprach ich über alte und neue Weltanschauung, und hob unter Andrem hervor, daß es Zeit sei, daß wie in allen Dingen so auch in der Religion der Glaube dem Wissen den Platz einräume. Da erschien in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung ein Bericht über meinen Vortrag, mit der Wehklage, daß so etwas in Preußen öffentlich gesprochen werden dürfe. Es erfolgte eine Anklage, vor dem Gericht in Neuruppin ward die Sache verhandelt, und ich ward freigesprochen. Ich hatte dabei Gelegenheit, das Geschick des Staatsanwalt zu bewundern, mit dem er aus meinem Vortrage Schmähung der christlichen Kirche und wer weiß was sonst noch Alles nachwies; lernte dabei auch einen guten frommen Kandidaten und einen jungen Schulmeister kennen, die als Zeugen gegen mich auftraten und auf deren Mittheilung der Bericht in der Kirchenzeitung aufgebaut war. Namentlich der Schulmeister hatte sich während meines Vortrags Notizen gemacht. Der Staatsanwalt appellirte, ich hatte in Berlin vor dem Kammergericht zu erscheinen. Der Schulmeister mit seinen Notizen war auch zugegen; siehe da, er hatte unterdessen in Berlin eine Anstellung gefunden. Viel umfassend war die Anklage, lang und gründlich die Untersuchung meiner fünf Richter, und lange dauerte ihre Berathung, nachdem sie sich zurückgezogen hatten. Die meisten Punkte der Anklage wurden hinfällig befunden, aber Eins, was ich selbst zugestanden hatte, blieb stehen, das war ein Vergehen, das mußte bestraft werden; ich hatte, um die Unzuverlässigkeit des Glaubens, das bloß Geglaubte, zu belegen, gesagt: auch der gläubige Geistliche wird dem, der ihn um ein Darlehen anspricht, dasselbe nicht geben, weil er glaubt, daß es

der Mann wiederbezahlen werde, sondern er wird erst über den Mann möglichst gewisse Nachricht einziehen. Das war ja offenbar Verspottung der christlichen Kirche und das mußte mit drei Wochen Gefängniß bestraft werden. Ich habe herzlich gelacht, als ich mit meinen Freunden aus dem Gerichtssaale trat, aber das hinderte nicht, daß, da ich appellirt hatte, das Obertribunal das Urtheil bestätigte und daß ich drei volle Wochen die Freiheit entbehren mußte. Das Tagebuch, das ich im Gefängniß führte, ist gedruckt worden, unter dem Titel: „drei Wochen im Gefängniß." Doch nun fort mit diesen Erinerungen an menschliche Schwachheit und Thorheit, ich habe noch von schönen Reisen zu erzählen.

13.

Ich ward nach Antwerpen eingeladen. Einem jungen warmherzigen Manne dort, für Fortschritt und Volksbildung begeistert, war mein Handbüchlein in die Hände gekommen, und daß ich darin die ganze Religion auf den drei Grundgesetzen des menschlichen Wesens, auf den Gesetzen des Wahren, Guten, Schönen aufbaute, das war wie ein erleuchtender Strahl in seine Seele gefallen; er hatte sich mit Gleichgesinnten besoprchen, ich reiste zum Vortrage nach Antwerpen, und da dies binnen Jahresfrist noch einmal geschah, so wars mir Gelegenheit, auch Brüssel und Gent, auch Holland kennen zu lernen; auch in Amsterdam und Haag fand ich Gesinnungsgenossen. Die Vorträge in Antwerpen hielt ich in deutscher Sprache, obwol die Sprache der Gebildeten die französische ist. In der Schweiz, die ich nun selten in einem Jahre verfehlte, hatte ich meine Anknüpfungspunkte, besonders in Basel. Hier, wo im Ganzen der Pietismus herrscht und wo der früher erwähnte Rumpf sich nicht hatte halten können, hatte sich, wie es schien zunächst durch

meine Vorträge veranlaßt, ein Reformverein gebildet, um mitten in der Kirche die freie Bewegung zur Geltung zu bringen. In andern schweizerischen Städten waren es die Vereine deutscher Arbeiter, welche mir zu öffentlichen Vorträgen gern die Hand boten. Und dabei darf ich zweierlei nicht unerwähnt lassen, nämlich daß mich einmal ein schweizerischer Pfarrer selbst einlud, vor seiner Gemeinde Vortrag zu halten, was dann auch geschah, nämlich in der Stadt Uster im Kanton Zürich, und das Andre, daß in Genf, wo ich, durch die deutschen Arbeiter veranlaßt, in großer Versammlung sprach, nach mir der Pfarrer der dortigen deutschen Gemeinde auftrat und erklärte: ich hätte unterlassen zu sagen, was die Geschichte berichte, nämlich daß von jeher nichts so viel Unheil in der Welt angerichtet habe, als gerade die Religion. An dem schönen Genfersee bin ich dadurch heimisch geworden, daß ich mir dort, in Vevey, durch das Sonntagsblatt eine liebe Freundin gewonnen habe, der ich so nahe stehe, als wären wir eng mit einander verwandt.

Als den freien Gemeinden in Bayern wieder Leben gestattet war, hab' ich regelmäßig jeden Sommer in Nürnberg und den benachbarten Gemeinden gesprochen, dann aber auch in München, und es machte mir nicht wenig Freude, daß ich gleich das erste Mal, wo es geschah, zweimal bald hintereinander im größten Saale der Stadt außerordentlich zahlreiche und sehr aufmerksame Versammlungen fand, die ohne alle Störung verliefen. Als dann auch Oesterreich der Freiheit aufgeschlossen war, da gab es in Wien und in Graz, wo ich früher schon, noch in gedrückter Zeit, die Reste einst hier vorhandener freier Gemeinden aufgesucht hatte, in großen öffentlichen Versammlungen mehr als einmal Vortrag zu halten, und ich trat dadurch mit den Männern, welche dort in dieser Beziehung thätig sind, in persönliche Bekanntschaft. Graz zeichnete sich vor Wien offenbar dadurch aus,

daß dort mehr ernste geistige Regsamkeit und Strebsamkeit vorhanden war als in Wien.

Das Jahr 1869 brachte mir zwei Reisen, deren Ausdehnung und deren Genuß Alles überstieg, was bis dahin meiner angebornen Reiselust dargeboten worden war. Unter den Einladungen für die Sommerreise war auch eine aus Siebenbürgen eingetroffen. Aus Siebenbürgen, diesem fernen halb unbekannten, und doch für jeden Deutschen dadurch so interessanten Lande, daß man dort einen deutschen Stamm wußte, der sieben volle Jahrhunderte lang sein Deutschthum treu bewahrt hatte. Und die Einladung ging, so weit sich das aus Briefen bemessen ließ, von wackern Männern aus, unter denen auch protestantische Geistliche waren. Also nach Siebenbürgen! Von Wien aus, wo ich Vorträge zugesagt hatte, gen Osten und dann über Graz, wo ich ebenfalls zu Vorträgen erwartet wurde, wieder nach Deutschland hinein.

An einem schönen Sommermorgen bestieg ich in Wien das Dampfschiff, fuhr der Donau entgegen, Mittags war ich in Pest, wo mir ein lieber Freund und Kampfgenoß aus früheren Jahrzehnten, wohnte, und war nun in der Mitte des Magyarenreichs, das sich durch so viele Eigenthümlichkeiten vor den andern europäischen Ländern unterscheidet. Lang und breit liegt die große Stadt auf dem flachen rechten Ufer der Donau, auf und an den Bergen des andern Ufers Ofen, die alte Hauptstadt. Nach einigem Aufenthalt weiter gen Osten durch die unabsehbaren Ebenen, welche sich von der Donau bis jenseit der Theiß erstrecken, dann aber in das überall gebirgige Siebenbürgen hinein, und da empfangen von Freunden, die ich noch nie gesehen hatte, die aber durch das Sonntagsblatt mit mir verbunden waren. In Hermannstadt, der Hauptstadt des siebenbürgischen Sachsenlandes, einige Tage Aufenthalt, ein starkbesuchter öffentlicher Vortrag dort, ein Ausflug zu einem Dorfpfarrer, dessen Kirchhof

noch die alten Befestigungen hatte, in denen einst die Deutschen sich Jahrhunderte lang tapfer gegen die Einfälle wilder Horden zu wehren hatten, in den Kreisen aber, in denen ich mich bewegte, Alles Deutsch, Sprache, Tracht, Bildung, Gemüth; ich fand mich heimisch als wär' ich in Magdeburg. Und schon vor siebenhundert Jahren ist dieser deutsche Stamm hier eingewandert! das Land aber fruchtbar, reich an allem, was der Boden überhaupt geben kann, und voll prächtiger Aussichten. Meine Reise führte mich über Punkte, von wo ich ringsum dreifache Bergketten, immer eine hinter der andern und höher als die andere, aufsteigen sah, Und in den Ebenen Maisfelder von üppigstem Wuchs. In Pest fand ich auf der Rückkehr auch noch Gelegenheit zu einem Vortrage, wenn auch in beschränktem Kreise. Das war die schöne Reise nach Osten, und eine nicht minder genußreiche nach Süden stand mir noch in demselben Jahre bevor.

Der Pabst hatte für den 8. Dezember 1869 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom ausgeschrieben, offenbar in der Ueberzeugung, dadurch die vielfach angegriffne alleinseligmachende Kirche und zugleich seine eigne Stellung neu zu bestigen; es verlautete, daß seine Rathgeber, die Jesuiten, beabsichtigten, auf dieser Versammlung den Pabst für unfehlbar erklären zu lassen und dadurch den noch fehlenden Schlußstein in die Kuppel des merkwürdigen alten Baues, heilige katholische Kirche genannt, einzufügen. Es dauerte nicht lange, so ging von dem Grafen Ricciardi in Neapel, Mitglied des italienischen Parlaments, die Aufforderung zu einem Gegenkonzil in alle christlichen Lande aus. Der Gedanke war berechtigt und die Sache, gut geleitet, konnte der Wahrheit dienen. Damit trat auch an die freien Gemeinden Deutschlands die Frage heran, ob wir nicht das Gegenkonzil beschicken sollten.

Unser Norddeutscher Verband hatte im Herbst in Braunschweig

seine Jahresversammlung, da kam diese Frage auch zur Sprache, sie wurde von der Mehrheit bejaht, andere freie Gemeinden stimmten ebenso, Baltzer oder ich wurden als Abzusendende vorgeschlagen, Baltzer lehnte ab, ich nahm an, Reisegelder flossen reichlich zu, und so hatte ich für das Ende 1869 eine Reise nach Neapel vor mir. Man wird aus dem bisher Gesagten begreifen, wie sehr mich diese Aussicht lockte. Schon dreimal war ich in Italien gewesen, aber immer nur in dessen Nordrande, nun sollte ich ja Florenz und Rom sehen, sollte bis nach Neapel, bis zum Vesuv kommen!

Am Abend des ersten Sonntags im Dezember feierte ich noch mit der Schöppenstedter Gemeinde deren Stiftungsfest, am andern Morgen gings, unter wimmelnden Schneeflocken, in rascher Fahrt über Magdeburg, Leipzig, Nürnberg nach München. Hier ward einen Tag gerastet und Abends Versammlung gehalten. Obwol die bevorstehende Stadtverordnetenwahl alle Gemüther spannte, hatte ich doch zahlreiche Zuhörer. Dann weiter, bei stetem Schneewetter, nach Innsbruck, die Brennerbahn hinauf und hinab, endlich aus Deutschland hinaus nach Verona; Schneewetter immer noch. Nun nach Padua, über den Po, nach Bologna, dort lag der Schnee so dicht, daß die Eisenbahn frei geschaufelt werden mußte. Freilich wärs im Frühjahr ein anderes Reisen gewesen, aber diese winterliche Zeit war ja die Bedingung meiner Reise. Weiter durch die Apeninnen nach Florenz; hier hörte der Schnee auf, und ich sah mir die schöne Stadt, ihren Dom, ihre merkwürdigen Gebäude, ihre schönen Sammlungen an. Weiter nach Rom, Schnee nur noch auf den Berggipfeln, an den Berghängen die graugrün belaubten Oelbäume, etwa wie an den Bergseiten in Thüringen die Pflaumenbäume, um die Meierhöfe Cypressen, auf den Bergen aber nur Gestrüpp, nirgends etwas wie ein deutscher Wald. Nun ein

Tag in Rom. Als ich Abends nach meinem Gasthaus fuhr, biß ich in meinen Finger, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume. Ich sah die Engelsburg und die Peterskirche, in der man die letzte Hand an die Abtheilung legte, welche das Konzil aufnehmen sollte, ich sah die schönste aller Kirchen, die Paulskirche vor dem Thor nach der Campagna zu, ich stand unter dem Bogen des Titus und in der Mitte des gewaltigen Kolosseums, aber nach der Peterskirche zog michs noch einmal; ich habe wohl zwei Stunden in diesem Riesenbau zugebracht. Und auf den Straßen wogte es von Priestern und Mönchen aller Formen und Farben. Dann nach Neapel, und da bin ich volle neun Tage gewesen. Ich traf zusammen mit Lüdeking aus St. Louis, dem Abgesandten der freien Gemeinden in Nordamerika, mit meinem lieben Freunde Kresser aus Siebenbürgen, mit Zimmermann aus Graz. Aus Deutschland war Rongu da. In einem Schauspielhause eröffneten wir unsre Versammlung; so weit bin ich des Französischen mächtig, daß ich auch eine kurze Ansprache dazu geben konnte. Am zweiten Tage kamen die Franzosen an, und die nahmen gleich den Mund so voll, daß die Versammlung aufgelöst wurde. Wir sind dann noch manchen Abend beisammen gewesen, in Privatkreisen, aber das war bald zu merken: die Sache lag nicht in Händen, welche das Geschick gehabt hätten, etwas Bedeutendes daraus zu machen. Es war aber ein erster Versuch und der hatte für Italien immerhin seine Bedeutung.

Ich wurde in Neapel reich entschädigt. Empfehlungen aus Deutschland führten mich in deutsche Familien ein, die in Neapel wohnten, und ich ward bald inne, daß Neapel eine deutsche Kolonie in sich schließt, die sich dort sehr wohl befindet. Auf einer der straßenbezognen Höhen, welche die Stadt in sich schließt, pizzo falcone, haben die Deutschen in staatlichen Zimmern und Sälen ihr Kasion; das Lesezimmer bot die neuesten deutschen

Zeitungen. Das Stockwerk darunter ist zur deutschen Schule gemiethet, die hat mehrere Klassen mit neun Lehrern und den Director darf ich meinen lieben Freund nennen. Ich habe mit Vergnügen zugehört, wie er in seinen Kindern das Selbstdenken zu wecken verstand. Wurde mir doch eines Abends vergönnt, im Kasinosaale vor einer Menge deutscher Männer und Frauen über die Bestrebungen unsrer deutschen freien Gemeinden Bericht zu geben! Mehr als einen deutschen Gewerbsmann besuchte ich in seiner Wohnung. Da bewegte ich mich nun in den belebten Straßen der berühmten Stadt; das ewige Ausrufen der Verkäufer umschwirrte mich, die Maulthiere, die ihre Waaren trugen, streiften an mir hin. Es regnete viel, dann brach die Sonne wieder durch die Wolken, das war der Neapolitanische Winter; viele Menschen gingen barfuß. Dann ging ich am Strande hin, in der langen breiten einseitigen Straße chiaja della piviena, wo jeden Nachmittag die vornehme Welt in einer endlosen Reihe von Kutschen ihre Spazierfahrt macht; da stehen schon die Palmen im freien Boden und immergrünes Baum- und Strauchwerk zwischen Straßen und Meer an wohl erhaltenen Sandwegen. Einmal holte mich ein reicher deutscher Freund nach seiner Wohnung ab, die in dem die Berge hinangebauten Neapel hoch oben lag. Ach, die doppelte Ueberraschung, die ich da hatte, werde ich nie vergessen. Indem wir die stattliche Treppe hinanstiegen, führte er mich durch eine Seitenthür in seinen Garten, und da standen — lauter Orangenbäume mit ihrem schönen glänzenden Laube, und jeder trug nach seiner Art seine goldnen, zum Theil schon reifen Früchte, Zitronen, Pomeranzen, Apfelsinen — dem nordischen Auge ein entzückender Anblick. Nun eine Treppe höher hinauf, zunächst in das Familienzimmer: ich trat ans Fenster, da lag es unter mir, das große Neapel mit seinen flachen Dächern, und drüber hinaus der schöne Halbkreis des herrlichen Meer-

busens, und an den Ecken dort Ischia, da Capri, und an der linken Seite des dicht bewohnten Ufers streckte der breite Vesuv seinen qualmenden Gipfel gen Himmel.

Einmal mit dem Amerikaner Lüdeking fuhr ich auf der Eisenbahn nach Pompeji. Den Eindruck, den man von dessen Durchwandrung mitnimmt, kann nur eine Stadt geben, welche siebzehnhundert Jahr unter der Asche des Feuerbergs verschüttet gelegen hat, und nun dem erstaunten Wandrer die alte Art des Bauens und Wohnens und Treibens in ihren todten Straßen vor die Augen bringt. Ein andermal fuhr ich mit Kresser aus Hermannstadt nach dem andern Horn des Meerbusens, nach Pozzuoli und Bajä. Da sahen wir die prächtigen Reste der berühmtesten Badestadt der alten Römer, da standen wir auf dem Boden, aus dem das unterirdische Feuer immer noch seine Dämpfe treibt, da stiegen wir in die Höhle der weissagenden Sibylle hinab, und wenn wir dann wieder im Tageslichte gingen, dann ergötzten uns die goldnen Früchte, welche über den Zaun einfacher Dorfgärten herüberhingen, die Erbsenblüthen, welche ganze Ackerstreifen bedeckten. Ja, das Gegenkonzil, zu dem ich nach Neapel gereist war, hat wohl kaum eine Spur hinterlassen; mir aber haben sich diese neun Tage in Neapel unauslöschlich in die Seele gegraben. Zu Weinacht war ich wieder in der gewohnten Thätigkeit in Magdeburg.

14.

Seitdem habe ich nun auch im siebenten Jahrzehnt meines Lebens das Größte erlebt, was ein deutsches Herz erleben konnte. Deutschland hat sich in einem schweren Kriege herrlich bewährt, hat Schlag auf Schlag Siege erfochten, wie sie in so rascher Reihenfolge und in solcher Großartigkeit wohl noch niemals dagewesen sind, hat den französischen Uebermuth gründlich ge-

demüthigt, und steht in der ganzen Welt in so geachteter Stellung da, wie seit langer Zeit nicht, und herzlich freue ich mich, daß ich das noch erleben konnte. Ich war auf meiner Sommerreise, als die Kriegswolken drohend aufzogen; ich hielt vor der Frankfurter Gemeinde einen Vortrag über den Krieg und schloß mit der Hoffnung, daß es doch wohl nicht zum Kriege kommen werde; als ich von der Rednerbühne trat, hielt man mir die eben eingetroffne Kriegserklärung entgegen. Das Reisen war damit zu Ende, kaum daß ich wieder nach Hause kommen konnte, und es dauerte nicht lange, da wimmelten, und Monate lang Tausende von Kriegsgefangenen in Magdeburg um mich her. Also Deutschland groß, mächtig, einig. Nun für den rechten inneren Ausbau des lieben Vaterlandes fleißige Hände, klare Geister, treue Herzen! und ich spreche das Bewußtsein aus, daß auch ich nach meinen kleinen Kräften ein wenig daran mitarbeite. Denn was thut vor Allem Noth? in Deutschland und in der ganzen Welt? Klare und richtige Gedanken von der Welt, und klare Erkenntniß von der Stellung, die darin dem Menschen zugewiesen ist, und daraus wieder das Gefühl, daß es etwas Hohes ist, ein Mensch zu sein, und daraus der freudige Wille, ein rechter Mensch zu werden und mitzuhelfen, daß Alle das werden, und das, der Inbegriff dieser sichern menschlichen Gedanken, Gefühle und Bestrebungen, das und nichts Andres ist ja die Religion der freien Gemeinden, ists also woran ich auch meinen frohen Antheil habe. Das liegt klar vor den Augen Aller, welche die Blicke nicht wegwenden, daß ein Haupthinderniß der rechten, erfolgreichen und glücklichen Entwickelung zu heilsamen Zuständen die Religion in ihrer bisherigen Gestalt war und ist, daß gründliche Besserung in staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen erst dann möglich ist, wenn auf dem Gebiet der Religion gründlich, ja gründlich und nicht mit halben

Versuchen, aufgeräumt ist. Die Schule, die den Menschen von Kindheit an vernünftig denken und menschlich fühlen und streben lehrt, und dann das Gemeinschaftsleben, das diese Pflege fortsetzt, das in seinen Zusammenkünften gar keine andern Stoffe zur Sprache bringt, als Menschenberuf und Menschenkraft und Menschenglück, das ists ja, was uns freie Gemeinden vereinigt und was dereinst alles menschliche Zusammenhalten beseelen muß. Darum stört es mich auch nicht, wenn unsre freien Gemeinden noch klein und schwach sind, und auch das stört mich nicht, wenn in vielen unter uns das Bewußtsein unserer hohen und schönen Aufgabe noch nicht klar und noch nicht stark ist; der Anfang ist gemacht und ich freue mich, daß ich meinen Antheil daran habe.

Ich habe ehrlich erzählt, wie ich selbst mich nur langsam aus Halbheit und Unklarheit des Denkens habe heraus arbeiten können. Aber das glaube ich nun hinzufügen zu können: Klarheit und Gewißheit habe ich gewonnen, und meine Aufgabe, die Arbeit, die nicht eher als mit dem Tode aufhören darf, ist nun, die rechten Gedanken in die rechte That zu übersetzen, zunächst täglich an mir selbst, und, je mehr mir das gelingt, mit desto besserem Erfolg auch bei Andern. Daß ich das allwöchentlich versuche, dazu geben mir die vielen Kinder, die ich Tag für Tag unterichte, sodann die Erwachsenen der Gemeinde, vor denen ich allsonntäglich, oft in kleiner Versammlung spreche, dann die Vorträge außerhalb Magdeburg, die immer zahlreich besucht sind, und endlich mein Sonntagsblatt*) das jede Woche in zwischen vier und fünf tausend Exemplaren in die Welt hinaus

*) Vor seinem Tode hatte Uhlich bereits bestimmt, daß sein Sonntagsblatt vom 1ten April 1872 ab im Verlage von F. Demcker in Magdeburg (nicht mehr in Gotha) erscheinen sollte. Diese Bestimmung ist jetzt in Kraft getreten. Reichenbach führt das Blatt zum Besten der Erben in Demckers Verlage fort, was ich auf Wunsch der Wittwe Uhlichs den bisherigen Lesern des Blattes hiermit zur Berücksichtigung empfehle. Paul Strebel in Gera.

geht, die willkommne Gelegenheit. Es war im Herbst 1849, als ich es begann; es ist unter den jetzt bestehenden Blättern der freien Gemeinden das älteste. Es hat seine Schicksale gehabt, hat aber alle Widerwärtigkeit überdauern können, und steht jetzt in seinem zweiundzwanzigsten Jahrgang. Was ich bald als die Hauptaufgabe desselben faßte, das war: es soll den Lesern die Kirche ersetzen, in der sie sich doch nicht mehr erbauen können; es soll versuchen, ob es sie erbauen kann durch einfaches und allverständliches, aber warmes und herzliches Aussprechen dessen, was wahr und gut ist. Nachrichten aus den Gebieten der unfreien und der freien Religion soll es auch bringen, und an solchen hats mir nie gefehlt; damit ist es zugleich eine ziemlich vollständige Chronik der freien Gemeinden und der wichtigeren kirchlichen Vorgänge geworden; aber ein bloßes Nachrichtenblatt, auch ein Blatt bloßer Unterhaltung, wenn auch aus dem Gebiet der Religion, sollte es nie werden. Wollte ich für die Religion der Vernunft wirken, so konnte es auch nicht vermieden werden, daß ich gegen das Alte kämpfend auftrat, daß dies aber nicht mit Härte und Herbigkeit geschah, dagegen schützte mich meine eigne Natur; die Pflicht der Gerechtigkeit auch gegen den Gegner ist derselben eingewachsen. Erbauen wollte ich vor allen Dingen, denn dies Wort aus den Ausdrücken der alten Kirche, ich halte es fest, es bezeichnet die Kräftigung des Bessren, das der Mensch in sich trägt, des edlen Gefühls, des guten Willens, und daß ich diesen Zweck bei vielen Lesern nicht verfehlt habe, das haben sie mir selbst bezeugt. Es ist ein Stück meines Reichthums, daß mir schon mancher die Hand gedrückt und gesagt hat: mit deiner Hülfe bin ich nicht bloß ein klarer denkender, sondern auch in mir selbst einiger, ein besserer und zufriedener Mensch geworden. Es kam wohl vor, daß sich mir Mitarbeiter an meinem Blatte anboten; es schien mir eben, als träfen sie

den Ton der Erbauung nicht recht und ich lehnte ab. Da wünschte die Gemeinde, daß ich Sachse, meinem Kollegen, einige Seiten in meinem Blatte einräume und ich willigte ein, aber Sachse selbst erklärte: Nein, das Blatt soll bleiben wie es ist; es soll ganz Uhlichs Blatt bleiben, und das ists denn auch geblieben, und an Lesern hat es darüber nicht eingebüßt. An gar mancher Stelle hat es die freie Gemeinde vorbereitet. Wenn es mir gelingt, das richtig auszudrücken, was ich, indem ich einen Aufsatz niederschreibe, im Sinne habe, dann müssen meine Leser erkennen, daß der freie Blick in die Natur, in die Menschheit und in das eigne Herz zu reichem Ersatz verhilft für den Halt und den Trost, den die alte Religion versprach und doch nur auf Kosten der Wahrheit geben konnte.

Indem ich hier von meinem Wirken durch die Presse gesprochen habe, darf ich wohl auch zwei Büchlein von mir anführen, welche noch immerfort neue Auflagen erleben und ziemlich verbreitet sind. Das eine ist mein Katechismus, wie er gewöhnlich genannt wird; der wirkliche Titel ist: „Handbüchlein der freien Religion.“ Der Gang darin ist der, daß aus den drei Grundrichtungen der menschlichen Seele, auf das Wahre, Gute, Schöne, alle religiösen Gedanken hergeleitet werden. Jeder Vater kann nach diesem Büchlein seine Kinder unterrichten; wer eine Uebersicht unsrer Gedanken für sich haben will, der findet sie hier. Ein andres ganz kleines Büchlein „Kinderweisheit“ genannt, enthält einen Vorrath von Sprüchen und Liedern für die Kleinsten. Beide sind jetzt in fünfter Auflage da.

Heiter schau ich in die Welt hinaus und freue mich, sie immer besser kennen zu lernen. Sie ist ja meine liebe Heimath und auf das Innigste bin ich, und jeder Mensch, mit ihr zusammengewachsen. Was ich sonst aber drüber suchte, die Gottheit, das habe ich näher gefunden; die ganze Welt ist mir gött-

lich geworden. Ruhig sehe ich auf das Treiben der Menschen, das allerdings vielfach noch recht verkehrt, mitunter auch noch recht arg ist. Aber ich erkenne, ich spüre die heilige Macht, die schon von Alters her in der Menschheit waltet und sie langsam zwar und unter Schwankungen, aber auf die Dauer unwiderstehlich zum Wahren, Guten, Schönen, zur Vollkommenheit emporzieht; alte Verwöhnung, alte Trägheit, alte Selbstsucht, alte Ungerechtigkeit ist diesem Einen, Ewigen gegenüber doch nur vergänglich, Blasen, welche die Zeit aufwirft. Und wenn ich dann in mich selbst einschaue, nun da habe ich ja das Feld, auf dem sich bauen und pflanzen läßt, ohne daß es irgend eine äußre Macht hindern kann; wenn sich in mir selbst etwas dagegen auflehnt, nun so hab' ich ja mich selbst und kann an mir arbeiten, und wenn mir das Rechte heut noch nicht gelingt, so läßt sich morgen wieder Hand anlegen; der Lohn aber solcher treu ausdauernden Arbeit ist sehr süß; er heißt Einigkeit mit sich selbst, Seelenfrieden. Bleibt mir in dem Allen noch etwas unklar, bleiben noch Fragen, welche die Seele aufwirft, ungelöst, ei so werde ich die Antwort für mein Gedeihen und meinen Frieden auch noch entbehren können, die Zukunft will auch noch etwas zu lösen haben. Daß sich die Religion gerade mit dem Unerkannten — und Unerkennbaren — am liebsten beschäftigte, das hat sie am meisten auf Irrwege geführt. Die ganze Welt ist voll Thatsachen, die Welt selbst ist die große Thatsache, an die sich die sichersten, höchsten, besten Gedanken dem ernsten Denker von selbst anknüpfen. Und daß ich ein Mensch bin, daß meine Natur mich zum Wahren, Guten, Schönen hindrängt, daß ich mir selbst nicht anders genügen kann, als indem ich diesem Drange folge, das ist die allersicherste Thatsache, sicherer als alle, die ich durch Auge und Ohr rings um mich her wahrnehme. Je länger man aber lebt, je besser man sich selbst erkennt und seine Kräfte übt, desto

mehr versteht sichs von selbst, daß man diese nicht bloß zum eignen Gewinn verwenden kann. Die Selbstsucht verschwindet, die Liebe tritt an ihre Stelle. Die Liebe ist gar nichts Andres, als die Blüthe und die Frucht, die bei einem klaren und wackern Menschenleben gar nicht ausbleiben kann.

Indem ich dies schreibe, steht und duftet ein Veilchenstrauß auf meinem Tische. Noch hat diese der Gärtner künstlich gezogen, aber noch zwei Monate, dann werden sie überall den Rasen schmücken und die Luft durchwürzen. So liegts in der ewigen Ordnung der Natur. Und in der ewigen Ordnung der Menschheit, je mehr der Mensch sich selbst begreift, liegt es nicht minder, daß er die Selbstsucht allmälig vergißt und die Liebe, die Liebe zu Blüthe und Duft sich entwickeln läßt. Daß aber der Mensch sich selbst begreifen lerne, dazu liegt ja der Drang in seiner Natur.

Leb wohl, lieber Leser. Hat dich meine einfache Lebensbeschreibung zum Nachdenken über das Höchste und Beste angeregt, so laß diese Anregung nachwirken; du bist zu gut und jeder Mensch ist zu vornehm, um seine geistige Kraft bloß an Geld und Brod und Geschäft und Sinnengenuß zu setzen. Dein Denken braucht ja nicht hoch hinauf, nicht weit zurück zu schweben, sich nicht in unergründliche Tiefen zu versenken; über dich selbst denke nach und wenn du das mit rechtem Ernst thust, so werden dir wichtige, heilige Stimmen nicht schweigen, die jedem Menschen tief in seinem Innern für seinen Lebensweg mitgegeben sind. Schwillt dir dann aber das Herz und zuckts dir in den Muskeln, um nicht bloß zu deiner eigenen Veredlung, sondern auch zum Besten deiner Mitmenschen deine Kraft zu versuchen, da noch so viel Dunkel zu erleuchten, Wust hinwegzuräumen, Plage zu beseitigen ist, so leg' Hand an; wie kann man ein kurzes Leben besser verwerthen, als wenn man an der ewigen Aufgabe der Menschheit mitarbeitet?

Nachwort des Verlegers.

„Uhlich todt!"

Diese Trauerkunde ging durch die Presse und fand tiefschmerzlichen Widerhall in den Herzen seiner vielen Freunde und Verehrer, während sein letztes Werk, seine eigene hiermit vorliegende Lebensbeschreibung für die Oeffentlichkeit durch mich vorbereitet wurde.

Auf meine seit Jahren wiederholten Bitten sandte mir Uhlich Mitte Februar d. J. endlich seine Autobiographie ein und — am 23ten März Abend 6 Uhr 5 Minuten war Uhlich todt.

Ich glaube den Wünschen aller Leser dieses Buches zu entsprechen, wenn ich über Uhlichs letzte Stunden einige Stellen aus der Korrespondenz abdrucke, welche sich in Folge des schmerzlichen Ereignisses zwischen Uhlichs Tochter Klara und mir entspann.

„Zum 27ten Februar (dem Geburtstag des Vaters) war ich natürlich hier und sah die von Tag zu Tag vorschreitende Besserung seines Gichtleidens. Als ich nach Dessau wieder abreiste, war es ein heiterer Abschied. Der Vater meinte, wenn ich wiederkäme, wollte er mit mir tanzen und springen! — Um so erschütternder war das Wiedersehen. Am 22ten März war ich wieder bei ihm. Ach, wie gebrochen lag der Theure da! Seine Hand zitterte, ihr Druck war matt. Die liebe Stimme, sonst so kräftig, wollte ihm fast versagen, als er mit schmerzlich vibrirender Stimme mir sagte: „Ja, sieh, liebe Tochter, Dein Vater ist so

kraftlos, wie noch nie, aber er hat den guten Willen, sich seine Kraft wieder zu holen."

Und dabei stand ein Zug in seinem Gesicht, der mich, die ich schon in jungen Jahren am Sterbebett einer Freundin gesessen, nicht täuschen konnte. Mit dem Aufgebot meiner ganzen geistigen Kraft habe ich die Thränen niedergerungen, aber als der Arzt kam und mir meine trübe Ahnung bestätigte, war es fast mit meiner Kraft zu Ende. Der Nachmittag und Abend verging unter bangen Sorgen, doch im Ganzen ruhig. Eins nur quälte den Guten. Er sagte ein Mal aus tiefer Brust: „Ach Kinderchen, Kinderchen, wie ist das so peinlich, garnichts schaffen zu können!". Meine Schwester fragte, ob wir ihm vorlesen sollten. Ich nahm bei seiner Bejahung die Volkszeitung zur Hand, aber er schien, wie das schon einige Tage so gewesen war, sofort wieder einzuschlummern. Natürlich schwieg ich. Da wohl fünf Minuten später, sagte er heiter lächelnd: „Ich sehe wohl die Klara lesen, aber gehört habe ich noch nichts." Ob er geschlummert, oder halb bewußtlos gelegen, wissen wir nicht. Sein Athem wurde kürzer nnd kürzer. Je weiter der Abend vorrückte, desto unruhiger wurde der arme Kranke. Er verlangte in ein andres Bett. Wir mußten ihn dahin führen und es schien ganz unbegreiflich, daß diese zusammengesunkene Gestalt bei aller Schwäche so vielen Halt hatte, denn bei den wenigen Schritten trat er fest auf. Bald darauf verlangte er wieder in sein eignes Bett und oft mußten wir sehen, wie er versuchte, eine bequemere Lage zu finden. Der Appetit schien, nachdem er Tage lang weggeblieben, sich wieder eingestellt zu haben, wenn es nicht, — ich kann mich des Gedankens nicht erwehren — der Kampf seiner seelischen Kraft gegen die physische war. Mir wollte es vorkommen, als ob der geistig so hoch stehende Greis mit eisernem Willen das Leben aufhalten wolle. Die Nacht war sehr unruhig. Meine

Mutter und ich wachten bei ihm. Unsäglich schmerzlich war es für uns, daß er wie ein gehorsames Kind alles that, um was wir ihn baten. Um zwölf Uhr bat er uns, ihn umher zu führen und wir thaten das zwei Minuten lang. Er hoffte danach schlafen zu können, aber der Schlaf blieb aus. Um vier Uhr Morgens bat er um Kaffee, den wir miteinander genossen. Die Tasse, die ihm meine Mutter zu den Lippen führen wollte, hielt er allein. Das Bemerktwerden seiner Schwäche schien ihn zu peinigen. Schmerzen schien er nicht zu haben, denn es kam keine Klage über seine Lippen. Dem Arzt, der sehr früh kam, sagte er, nun der Appetit wiedergekehrt, fühle er sich wohler. Den Tag über, den 23ten März, schlummerte er viel. Sprach er etwas zu uns, so war es klar und bewußt. Wir hatten ihm Veilchen gebracht, die er so sehr geliebt, daran roch er zuweilen und das schien ihn tief zu erquicken. „Frühling, Frühling!" sprachen einmal seine bleichen Lippen herzlich, als er eben ihren Duft gesogen.

Meine arme Mutter, durch die lange Krankenpflege schon recht erschöpft, gönnte sich trotz unsrer dringenden Bitten keine Ruhe. „Herzensmutter!" in dem einen tiefempfundenen Zuruf an sie lag sein Dank. Der Nachmittag fand ihn schwächer und schwächer. Gegen vier Uhr forderte er Licht, dann schlummerte er wieder ein. Ganz kurz vor seinem Tode kam Herr Grützkau, einer unsrer Vorsteher. Wir umstanden schweigend das Bett des Vaters. Welch bange Minuten! Herr Grützkau trat rücksichtsvoll in den Hintergrund. Wir glaubten, der Vater schliefe. Er öffnete aber die Augen und blickte starr gerade aus. Meine Schwester beugte sich über ihn und sagte, sie sei bei ihm, worauf er entgegnete: „Da sehe ich noch einen Freund." Und als dieser herantrat, reichte er ihm die Hand und sagte scherzend: „Sehen Sie lieber Grützkau, wie mich die Meinigen quälen. Immer wollen sie mir helfen."

Dabei wollte er sich noch aufrichten. Grützkau wollte ihn stützen. Mein Vater aber ließ den Kopf seitwärts sinken, die Athemzüge wurden kürzer und schwächer und so ist er, halb in Grützkaus Arm ruhend, Abend 6 Uhr 5 Minuten ruhig eingeschlafen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die große Liebe und Verehrung zu charakterisiren, welche Magdeburg dem edlen Todten bei seinem Begräbniß bewies, entnehme ich der Charfreitagsnummer der Berliner Volkszeitung nachstehenden Bericht:

Magdeburg, 27. März. Heute hat Magdeburg einen, wenn auch trauerreichen, so doch wahrhaft erhebenden Festtag, einen von vielen Tausenden bis ins tiefste Herz empfundenen Feiertag der Charwoche erlebt. Wie einst Berlin seinen Waldeck, so hat heute Magdeburg seinen Uhlich bestattet.

Die ernsten Feierstunden dieses Tages galten nicht bloß dem Ehrenbürger Magdeburgs, sondern einem Ehrenmann des deutschen Volkes, einem Manne, der über das ganze Erdenrund verbreiteten unsichtbaren Kulturgemeinde der Menschheit. Sie galten einem Manne, der seit länger als einem Vierteljahrhundert mit wunderbarer Ausdauer, mit unermüdlicher Thatkraft, protestirend gegen Aberglauben, theologischen Wahnwitz, priesterlichen Fanatismus und alle ihre menschenverderbenden Ausgeburten, mit Wort und Schrift und That eingetreten ist für Wahrheit und Recht, für sittliche Freiheit und Menschenliebe.

Doch berichten wir. Zunächst fand Nachmittag 2 Uhr im Versammlungshause der hiesigen freien Gemeinde eine Trauerfeier statt, zu welcher sich inmitten der Mitglieder dieser Gemeinde um den reich mit Palmen, Lorbeer- und Blumenkränzen geschmückten Sarg des vielgeliebten Todten die trauernden Familienglieder, die Deputationen zahlreicher benachbarter freier Gemeinden, Mitglieder des hiesigen Magistrats- und Stadtverordneten-Kollegi-

ums, Vertreter vieler städtischen Vereine und Genossenschaften versammelt hatten. Hier gab der frühere mehrjährige Genosse Uhlichs im Sprecheramte der hiesigen freien Gemeinde, Sachse, den schmerzlichen Gefühlen so vieler erschütterter Herzen Ausdruck, indem er das Lebensbild des Vollendeten als eines ganzen Mannes, als eines Meisters, Vaters und Helden am Werke volksthümlicher religiöser Reform, und ganz besonders als eines zwar auch mit menschlicher Schwachheit behafteten, aber doch voraus mit musterhafter Sittenreinheit geschmückten Menschen zu dauernder Habe in den Seelen der ihm Angehörigen zu beleben, und diese einerseits zu dem: „Ruhe sanft!" andrerseits zu dem Entschlusse: „Ihm nach!" zu erheben suchte. — Dann ordnete sich der wahrhaft imponirende Trauerzug: dem Sarge voran unter Musik die Vereine und Genossenschaften mit ihren Fahnen und Bannern, ihm folgend ungezählte, aber sicher viele Tausende von Leidtragenden. Und hin ging es durch die gleichfalls mit Tausenden gefüllten Straßen, zwischen den hohen Häusern der Stadt, durch ihre zahlreichen Thore und Wallringe hin — Alles von unten bis oben besetzt mit Schauenden, Theilnehmenden. Ja, mit Theilnehmenden; denn überall herrschte ohne jegliche polizeiliche Fürsorge eine wahrhaft feierliche Stille und Ordnung; und wo der Sarg vorüberkam, da entblößten sich in trauernder Ehrfurcht die Häupter der Tausende. Draußen auf dem Friedhofe sank unter den sich über ihn beugenden Fahnen der Sarg in das stille Bett der Mutter Erde. Dem Verklärten aber ist durch die Nachfolge aller ihm Gleichgesinnten, wie durch die Geschichte gesichert, was er so reich verdient: Unsterblichkeit."

Gera, im April 1872. **Paul Strebel.**

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.